Bergson's Eisenbahnbücher. № 12.

Erzählungen für Regentage

C. Ploquier.

[illegible]



[illegible]

[illegible] Bergson-[illegible]

[illegible]

[illegible]

— 42. —

Bergson's Eisenbahnbücher.

Erzählungen für Regentage.

Erzählungen für Regentage

von

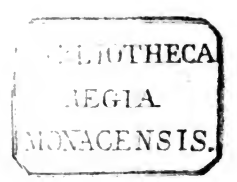
E. Plouvier.

Deutsch von A. Kretzschmar.

Inhalt.

Die Originale einer Portraitgalerie.
Mariens Gelächter.
Ein verlorenes Paradies.

Leipzig,
J. A. Bergson-Sonenberg.
1861.



THECA
EGIA
MONACENSIS.

Die Originale einer Portraitgalerie.

I.

Imperia.

Der Baron Pierre Joseph von Druon-Maubreuil ist einer der seltenen Greise von der Familie Charles Nodier. Er zählt beinahe achtzig, aber er hat seine grünen und rosenfarbenen Jahre noch nicht vergessen und oft glaubt er noch den Blüthenduft derselben zu athmen. Niemals bemerkt man bei ihm eine einzige jener Regungen des mürrischen Greisenalters, welches, weil es keine Zähne mehr hat, thut, als verachte es die Früchte.

Er liebt die jungen Leute; er hört sie gern von ihren Hoffnungen und Wünschen sprechen; er sieht sie gern auf den Vorhang, der die Zukunft verhüllt, ihre Träume und ihre Pläne malen. In dem friedlichen Winter seiner langen Jahre liebt er es, die Sonne ihres Frühlings scheinen zu lassen.

Sein Haus ist angenehm. Man begegnet hier neben seinen alten Freundinnen auch vielen andern Frauen, die noch im Glanze der Jugend und Schönheit stehen, ferner Dichtern, Künstlern so wie andern jungen Männern, welche weder die Kunst üben, noch Verse machen, die aber alles dies verstehen und lieben, was selten, aber gut ist.

Wenn der Baron Gäste empfängt, so hat er das Alter eines jeden einzelnen derselben.

Ein großes Zimmer seiner umfangreichen, bequemen Wohnung ist von ihm in eine Portraitgalerie umgewandelt worden. An gewissen Tagen öffnet er dieses kleine Pantheon, wie er es nennt, seinen Freunden, und wenn bei dem Anblick irgend eines ausdrucksvollen und unbekannten Gesichts die Neugier erwacht, so läßt der freundliche Greis, der ein berühmter Schriftsteller hätte werden können, aber lieber ein liebenswürdiger Plauderer und geistreicher Erzähler geblieben ist, die Neugierigen vor dem Bilde, welches ihre Aufmerksamkeit erregt hat, Platz nehmen und erzählt ihnen dann mit seiner noch frischen, wohlklingenden Stimme eine Geschichte.

Unter diesen vielen lächelnden oder strengen Gesichtern war es kürzlich das prachtvolle Portrait einer prachtvollen Schönheit, welches unser aller Blicke fesselte. Der kräftige Pinsel, den man hier errieth, war allein im Stande gewesen, die Kraft dieser Züge und ihren lebhaften Ausdruck wiederzugeben. Das Genie des Malers und die Schönheit des Originals hatten durch ihre Verschmelzung auf dieser Leinwand ein so seltenes Meisterwerk, ein solches Wunder hervorgebracht, daß der Eigenthümerstolz des Barons durch unsere einstimmigen, nicht enden wollenden Lobsprüche sich in hohem Grade geschmeichelt fühlen mußte.

„Wenn der Maler," sagte einer von uns, „sich nicht darin gefallen hat, in diesem Werke die Vollkommenheiten seiner Träume zusammenzustellen, wenn es wirklich ein Gesicht wie dieses gegeben hat, dann hat das Weib, dessen geistige Macht dieses Antlitz offenbart, hochgestanden, über vielen Frauen, über vielen Männern! Alles verräth, daß es eine Italienerin ist — der Schnitt ihrer Züge, ihre Gesichtsfarbe, ihr Putz. Schön ist sie in der glühendsten Bedeutung des Wortes. Jede Nüance ihrer Schönheit offenbart

Fähigkeiten, welche edel oder schädlich, jedenfalls aber ungewöhnlich sind. Wenn Sie etwas über diese Frau wissen, lieber Baron, so haben Sie Erbarmen mit unserer schmachtenden Neugier."

„Es werden sich," antwortete der liebenswürdige Greis, „in verschiedenen Winkeln meiner Erinnerungen wohl noch einige vor langer Zeit gesammelte Notizen finden. Gestatten Sie mir einen Augenblick, um sie zu ordnen und womöglich meiner alten Geschichte eine Form zu geben, welche Ihre jungen Gemüther anspricht."

Nach einigen Minuten fuhr er fort:

„Ich beginne mit jenem Vorwort, dessen Moral ich für eine sehr richtige und reine halte: *Man verdamme nicht die Fehltritte, welche durch Uebel herbeigeführt werden, die man nicht aus eigener Erfahrung kennt.* Und nun, meine Freunde, bitte ich Sie, zu bemerken, auf welche theatralische und cavaliermäßige Weise ich auf meinen Gegenstand eingehe, nachdem ich meiner Erzählung den Titel gegeben:

Die Dienerin eines Senators.

1.

„Und glaubt Ihr, Grimaldi, daß die morgende Sitzung die letzte sein werde?"

„Ich bin dessen gewiß, Signora, vorausgesetzt jedoch, daß Ihr Euch herablasset, heute eben so ruhig zu sitzen als gestern, und morgen ebenso ruhig wie heute."

„Wir versprechen es Euch, Grimaldi, vorausgesetzt jedoch, daß Eure geistreiche Conversation die Martern unserer Unbeweglichkeit lindere. Nehme ich mich so gut aus?"

„Schön wie eine von Liebe beseelte Madonna."

„Schmeichler! — Was spricht man in Rom?"

„Es ist von nichts die Rede als von drei Dingen, oder vielmehr drei Ereignissen. Das erste ist das Fest, welches heute Abend im Palast Panfili Donna Olimpia Maldachini, die geliebte Schwägerin des heiligen Vaters, giebt; das zweite ist die wunderbare Nacht, welche Ihr für morgen in der Villa Imperia versprecht —"

„Und von welchem Fest glaubt man, daß es das meiste Aufsehen machen werde?"

„Von dem Eurigen, Signora — das wißt Ihr recht wohl."

„Ja, man wird kommen, man wird sich in Massen einfinden bei der prachtliebenden Imperia. Man wird sich in ihren Salons, in ihren Galerien, in ihren Gärten drängen und sie, die große Königin dieses Drängens und Treibens, wird sich allein und unmuthig sehen inmitten ihrer Villa. Glaubt Ihr, daß ich glücklich sei, Grimaldi?"

„Nein, Signora, Ihr seid nicht glücklich."

„Ich danke Euch, Grimaldi; ich danke Euch, daß Ihr mich verstehet. Nur Männer wie Ihr verstehen Frauen wie mich zu beurtheilen, ihnen ohne Scheu die Hand zu bieten und sich ohne Verachtung von ihnen zu entfernen. Als Waise trat ich in das Leben ein, mit Reichthum, um darin zu glänzen, und einem lasterhaften Weib als Führerin. Bei meinem ersten Fehltritt zermalmte man mich unter der Wucht blödsinniger Verachtung. Ich, die ich keine Mutter gehabt, welche meine schlimmen Triebe gezügelt hätte, ich, die durch das Erbarmen hätte gerettet werden können, ich erhob mich mit unversöhnlichem Stolz bewaffnet. Später fehlte mir ein Mann von meinem Schlage, der mich durch die Liebe gezähmt hätte, es fehlte mir die Liebe eines jungen und reinen Herzens, welches ich vielleicht zu einem hoch- und edelgesinnten herangebildet hätte — es fehlte mir mit einem Worte ein Kind, dessen Pflege ich mich gewidmet, welches mein Leben

in das seine geschlossen und welches seine Mutter geläutert hätte. Ich habe gelitten, Grimaldi. Oft hat, wenn ich allein war, unter meinem Courtisanendiadem die Schamröthe auf meinen Wangen geglüht, oft habe ich meine erste Reinheit, das schöne verlorene Paradies, mit heißen Thränen beweint! In den schweigenden Stunden der Nacht habe ich oft meine scharlachne Tunica zerrissen und mein letztes weißes Gewand geküßt. Aber ich bin nicht schwach geworden, ich bin nicht zurückgewichen auf dem gefahrvollen Pfade, den ich einmal wandeln wollte. Ich fand bei meiner Geburt einen Reichthum, der meinen Wünschen genügte; als aber meine Wünsche höher stiegen, wollte ich auch diesen Reichthum vermehren. Ich rüstete Schiffe aus, ich versuchte die Meere — alles gelang mir. Was man aber an Macht gewinnt, verliert man an Glück. Ich ward mächtiger und habe in meinem Courtisanenleben von meinen Liebhabern nie etwas empfangen, was ich ihnen nicht hundertfach wiedergegeben hätte. Und wenn Ihr wüßtet, wie ich die Menschen kennen gelernt habe, indem ich ihre Laster beherrschte! — Ja, ich habe gelitten, aber es ist mir ein Gewissen geblieben; ich habe mir eine Tugend geschaffen, welche mir gehört und die mir theuer ist. Ach, die rechtschaffenen Frauen der heiligen Stadt würden ohne Zweifel nicht wenig lachen, wenn sie mich von Gewissen und Tugend sprechen hörten. Welch ein Triumph für meinen Stolz aber ist die Falschheit ihres Gelächters! Leider hat der Stolz nicht alle meine Wunden geschlossen, aber heute, Grimaldi, habe ich mein entschlummertes Schamgefühl wieder erwachen gefühlt; heute — ich sage es nur Euch allein und leise und zitternd — heute beginne ich vielleicht eine göttliche Sühne, heute berühre ich vielleicht einen unverhofften Himmel. Höret Freund, es ist beinahe eine Mädchenseele, welche sich Euch öffnet, um Euch zu sagen: Ich liebe! Ich liebe himmlisch, unermeßlich wie das Unbekannte, tief wie das Meer."

„Imperia, armes Weib! armes Herz! O trocknet nicht Eure Thränen! Der Freund möchte sie trinken; der Künstler schöpft daraus ein Meisterwerk, die Engel zeigen es Gott!“

Diese Unterredung fand statt zu Rom, im Jahr 1654, unter dem Pontificat Innocenz' X., zwischen dem berühmten Maler Grimaldi von Bologna und der bekannten Courtisane Imperia. Sie fand statt vor diesem Gemälde, welches Sie jetzt bewundern, meine Herren, und dessen Werth, glaube ich, dadurch noch erhöhet wird.

Nach einem Schweigen, während dessen Grimaldi die Hand Imperia's an seine Lippen gedrückt, hob diese noch ganz bewegt wieder an:

„Dies wären also zwei der Ereignisse, welche die Römer beschäftigen. Worin besteht das dritte, Meister?“

„Dieses, Signora, ist das Erscheinen einer gegen den Papst gerichteten Flugschrift. Der Adel und das Volk ist dadurch in Aufregung, das heilige Collegium in den größten Zorn versetzt worden. Die Sache erscheint um so ernster, seitdem der Graf Luigi Paranzio, der Neffe des verstorbenen Senators Colonna, sich als Verfasser genannt hat.“

„Hat man ihn verhaftet?“

„Ihr werdet bleich, Signora. — Nein, man ist damit zu spät gekommen. Paranzio hat bereits gestern Rom verlassen und nur zwei Personen, von welchen ich eine bin, wissen um das Geheimniß seines Zufluchtsortes.“

„Und welche Meinungen geben sich über die Flugschrift kund?“

„Die, welche damit einverstanden sind, schweigen wie Ihr Euch leicht denken könnt; die, welche es am empfindlichsten trifft, unterdrücken ihren Zorn und schweigen größtentheils ebenfalls, und die, welche am lautesten darüber schreien, sind wie gewöhn-

lich die, welche sich um das, was den Anlaß dazu gegeben, am wenigsten kümmern."

„Und Eure Meinung, Grimaldi?"

„Ich, Signora, ich träume ein wenig und arbeite viel; ich gestehe, daß ich die Schrift nicht gelesen habe."

„Ich habe sie gelesen und ich behaupte, sie ist mehr als eine Flugschrift — sie ist ein genial geschriebenes Werk. Zuerst beweist sie Luigi Innocenz X. seine Undankbarkeit gegen die Barbarini, die ihn auf den Stuhl des heiligen Petrus gesetzt haben; sodann macht sie ihm Vorwürfe über das Uebergewicht, welches er die Fürstin Rosana, seine Nichte, und Donna Olimpia, seine Schwägerin hat gewinnen lassen und welches sich in allen seinen Handlungen kundgiebt. Endlich — und hierin eben ist die Schrift ein Werk — greift sie die von dem Papst veröffentlichte Bulle an, durch welche die von Jansenius aufgestellten fünf Sätze geächtet werden. Ich als Frau kann Euch diese Dinge nicht näher auseinandersetzen, aber ich sage Euch, dies kommt von einem gerechten, starken und stolzen Manne, wie der Mann meiner Liebe sein muß."

„Wie sagt Ihr, Signora? O verzeihet, aber —"

„Ich sagte und sage nochmals, Grimaldi, der Mann, den ich liebe, wie nur ich lieben kann, ist Luigi Paranzio."

„Luigi! Und weiß er es?"

„Nein, o nein; würde ich wohl jemals gewagt haben — Eines Tages, vielleicht bald, will ich —"

„O arme Imperia!"

„Was sagt Ihr? Ihr seid seltsam aufgeregt und unruhig, Grimaldi. Sprecht, ich bin stark — oder vielmehr, schweigt — ich verstehe — ich weiß Alles."

Imperia's schönes Antlitz war plötzlich düster geworden.

Während Grimaldi, der seinen Pinsel weggelegt, sie schweigend

betrachtete, hob sie in dumpfem, verzweiflungsvollem Tone wieder an:

„Er liebt, nicht wahr? Er liebt — er hat niemals an mich gedacht — oder vielleicht nur, um mich zu verachten. O mein Gott! mußtest du mich auf diese Weise strafen! — Und wen liebt er? Ist sie schön? Wird er von ihr geliebt?"

„Es ist die junge Wittwe seines Onkels, des Senators Colonna, die eben so hübsch ist als Ihr schön seid, und die ihn mit dem ganzen Feuer, der ganzen Reinheit einer ersten Liebe liebt."

„Ist das Alles auch wirklich wahr? Wer hat es Euch gesagt?"

„Paranzio selbst, Signora; er ist mein liebster Freund."

„Aber warum vermählt er sich nicht?"

„Er liebt, wie ich Euch so eben mitgetheilt, seine Tante, und diese Vermählung kann ohne Dispens vom heiligen Vater nicht vollzogen werden."

„Und diesen Dispens wird der erzürnte heilige Vater dem Verfasser jener Schrift niemals gewähren, nicht wahr? — Verzeihet, mein Freund, ich muß Euch bitten, mich allein zu lassen; ich fühle das Bedürfniß nachzudenken, zu weinen, zu beten. Lebt wohl, kommet morgen wieder. Morgen wollen wir mein Bild beenden."

Der Maler entfernte sich.

2.

Als der Abend kam, machte Imperia, welche seit Grimaldi's Weggange Niemanden weiter empfangen, blendende Toilette. Nachdem sie hierauf das Gesicht mit einer Maske bedeckt, ließ sie sich nach dem Palast Panfili bringen, mischte sich unter die in demselben bereits wimmelnde Menge, welche ihre Bewunderung des Costüms dieser Dame ohne Cavalier laut aussprach und drang bis in die Ehrengalerie, wo die Tänze begannen.

Donna Olimpia bewegte sich mit einem zahlreichen Gefolge von Cavalieren einher und verbreitete durch einige schmeichelhafte Worte überall Freude und Entzücken.

Als Imperia sie erblickte, ging sie stracks auf sie zu und faßte sie am Arme.

„Olimpia,“ sagte sie, „ich muß Dich sprechen.“

„Du hier!“ antwortete die Rathgeberin des Papstes erstaunt.

„Ich muß Dich augenblicklich sprechen.“

„Nun so komm.“

Und diese beiden Frauen, über welche Rom so verschiedene Meinungen hatte, durchschritten mit verschlungenen Armen die noch unaufhörlich herbeiströmende Menge und begaben sich in den Garten des Palastes.

„Vor allen Dingen muß ich Dich küssen,“ sagte Olimpia zu ihrer Begleiterin, welche so eben ihre Maske abgenommen, um ihre glühende Stirn durch die Nachtluft kühlen zu lassen.

„Und nun sprich!“

„Olimpia, Du mußt bei dem heiligen Vater sobald als möglich, schon morgen — ja morgen! — die Begnadigung des Grafen Luigi Paranzio und den zu seiner Vermählung mit seiner Tante, der Wittwe des Senators Colonna, erforderlichen Dispens auswirken.“

„Ist das Dein Ernst, Imperia?“

„Ich habe zu viel darüber nachgedacht, als daß es unmöglich wäre. Es muß geschehen.“

„Aber ich werde nicht im Stande sein —“

„Ich bitte Dich auf den Knien darum, Olimpia, meine Schwester.“

„Steh' auf, man kommt. Nimm Deine Maske wieder vor und trennen wir uns.“

„O! Du versprichst mir nichts?“

„Ich werde versuchen, hoffe.“

„Wann werden wir uns wiedersehen?“

„Morgen, bei Dir.“

„Du bist gut, Olimpia. Umarme mich noch einmal — lebe wohl.“

Am nächstfolgenden Tage erschien Grimaldi wieder bei Imperia, die ihn erwartete. Als sie ihn eintreten sah, sagte sie:

„Mein Freund, bietet Eure ganze Kunst auf, um dieses Bildniß heute zu vollenden, denn es ist die letzte Sitzung, welche die traurige Imperia Euch gewähren kann.“

Der Meister legte demgemäß die letzte Hand an dieses Gemälde. Er hatte das Bild einer starken und schönen Frau im ganzen Feuer des Lebens begonnen, er beendete das einer allerdings noch starken und schönen, aber zugleich bleichen und ernsten Frau, deren Miene eine tief verwundete Seele verrieth. Er hatte den letzten Pinselstrich gethan und schickte sich an, sich zu entfernen, als man Donna Olimpia Maldachini anmeldete.

„Donna Olimpia bei Euch, Signora!“ rief Grimaldi.

„Für diese habe ich eben dieses Bild malen lassen, lieber Grimaldi,“ antwortete Imperia einfach.

„Hier hast Du,“ sagte eintretend die Person, von der man sprach und reichte Imperia verschiedene Papiere.

„O Dank, gute Schwester!“ rief die arme Courtisane im Uebermaß ihrer Freude.

Neues Erstaunen malte sich auf dem Gesicht des Malers. Imperia bemerkte es und hob wieder an:

„Ja, Meister, meine Schwester, die glückliche, legitime, im väterlichen Hause für die Tugend erzogene Tochter, welche niemals einen Fehltritt gethan; die Schwester des armen natürlichen Kindes, über dessen Leben man erröthet und das man dem Schicksal überlassen, welches eine Courtisane aus ihm gemacht hat, —

das ist Alles, edler Freund, und nicht wahr, auch in der Ferne werdet Ihr mich noch beklagen, wenn wir uns nicht mehr sehen werden?"

„Imperia, was wollt Ihr damit sagen?" unterbrachen die Schwester und der Freund gleichzeitig.

„Ihr sollt es bald erfahren, meine guten Herzen. Heute Abend, Grimaldi, in der Villa Imperia. Ich rechne darauf, daß Ihr bei meinem Feste erscheint. Du, Olimpia, verlässest mich noch nicht!"

Zu der bezeichneten Stunde füllte sich die Villa Imperia mit einer glänzenden, vergnügungssüchtigen Menge. Grimaldi war einer der Erstangekommenen. Schon wunderte man sich, daß man die Königin dieser Sphäre der Freude noch nicht sah, als auf einmal ihr Erscheinen alle Geladenen in Erstaunen setzte. Imperia war ganz schwarz gekleidet. Sie trug die Trauer, welche sie nie wieder ablegte, um eine große und theure in ihrem Herzen begrabene Hoffnung. Sie ergriff Grimaldi's Arm und führte ihn in eins ihrer feenhaften Boudoirs. Hier gab sie ihm ein versiegeltes Packet in die Hände, zeigte auf ein auf einem Tische stehendes, kostbar ciselirtes metallenes Kästchen und sagte:

„Mein Freund, nehmet diese Erinnerung, dieses Andenken an eine aufrichtige, reine Zuneigung zwischen dem großen Maler und der großen Courtisane an, und um mir einen letzten Beweis dieser Zuneigung zu geben, so reiset schon morgen ab. Ueberbringet an Luigi Paranzio diese Papiere. Er kann nach Rom zurückkehren, er kann hier glücklich sein. Jetzt, Meister, gebt mir Eure Hand, denn ich sage Euch Lebewohl; morgen reise ich ab. Gebt mir Eure wackere, redliche Hand und laßt uns in den Ballsaal zurückkehren."

Es war dies das letzte Fest, welches die große Imperia gab. Am nächstfolgenden Tage verschwand sie, ohne daß man erfuhr,

wohin sie ging, um ihr ferneres Leben zu verbergen, und einen Mongt später sprach in Rom von Allen, unter welche sie vor ihrer Abreise ihren Reichthum vertheilt, Niemand mehr von ihr, als einige Arme, welche dankbarer waren als die Andern.

Der Baron schwieg und jeder seiner Zuhörer schien seinen eigenen Gedanken Audienz zu geben, als endlich einer bemerklich machte, daß die Geschichte den Titel, den er ihr gegeben, nicht ganz rechtfertige.

Durch den Epilog werden Sie zufriedengestellt werden, hob der freundliche Erzähler wieder an.

3.

Fünfzehn Jahre nach den Ereignissen, die ich Ihnen so eben mitgetheilt, das heißt im Jahre 1669 unter dem Pontificat Clemens' IX., starb Imperia, verkleidet und unkenntlich für Alle, im Dienste des Grafen Paranzio, der seit drei Jahren Senator war. Ich habe Ihnen gesagt, daß sie ihn liebte mit einer himmlischen Liebe, unermeßlich wie das Unbekannte, tief wie das Meer!

Imperia, meine Herren, ist vielleicht das Weib, welches Don Juan suchte.

II.

Die Herbstrose.

Dies, da meine Herren — sagte der liebenswürdige Greis, welcher uns die Gemälde seiner reichen Galerie mit so viel Anmuth und Freundlichkeit erklärte — ist ganz einfach das Bildniß eines alten Dieners meiner Familie. Sie wundern sich, wie ich

sehe, ein wenig, zwischen zwei reizenden Frauengesichtern diesen Plebejer mit rothen Händen und groben Zügen zu sehen. Sie kennen mich aber sicherlich schon hinreichend, um zu errathen, daß ich vollwichtigen Grund gehabt haben muß, um meinem würdigen Diener einen so schönen Platz einzuräumen. Wenn Sie mir ein wenig Gehör schenken wollen, so sollen Sie erfahren, welche Erinnerungen der Anblick dieses Portraits in mir erweckt. Sie werden die Geschichte der ersten Schläge meines Herzens hören, und wenn ich der Erzählung, in welcher Sie einen Augenblick lang das Original figuriren sehen werden, einen Namen geben soll, so werde ich sie nennen: Die Herbstrose.

1.

Es giebt in unserm Frankreich eine gesegnete Gegend, wo der Winter weniger kalt und der Sommer weniger glühend zu sein scheint; wo man glauben sollte, daß die Hand Gottes die schönsten Blumen blühen und die süßesten Früchte reifen lasse; einen bezaubernden Landstrich, welchem fast nur seine Kinder Gerechtigkeit widerfahren lassen, und welchen der französische Geist vielleicht ehren würde, wenn er fern von Frankreich wäre. Es ist dies die Touraine.

Ich bin in diesem Lande geboren, meine Herren, ich werde ohne Zweifel dort auch mein Leben beschließen. — In den ersten Sommertagen des Jahres 1788 begleitete ich meinen Vater hierher auf das schönste seiner Landgüter, das, wo ich das Licht der Welt erblickte. Es lag ein wenig jenseits Tours an den Ufern der Loire.

Mein Vater wollte hier von den Anstrengungen seines Dienstes bei dem König ausruhen. Ich, der ich damals noch fast gar nicht an die Wahl eines Berufes dachte, wollte hier einfach mich an der prachtvollen Natur, an der himmlischen Ruhe ergötzen.

Sie wissen, oder ich will Sie daran erinnern, daß in dem Jahre, von welchem ich spreche, die Krone mit fortwährend höher steigenden Verlegenheiten zu kämpfen hatte. Die Ereignisse beschleunigten die Revolution. Es war das Wetterleuchten vor dem Gewittersturme; es war das Grollen des Vulkans vor dem Ausbruche.

Kaum waren wir angekommen, so rief ein Befehl des Königs meinen Vater zurück. Er reiste sofort ab und ließ mich in Grandval — so hieß unser Landgut — allein mit einem alten Diener, dem blinden, treuergebenen Sklaven meines Willens, zurück. Ich zählte damals achtzehn Jahre.

Der sehr große und sehr schöne Park von Grandval zog sich den Fluß entlang und stieß an einen schmalen Fußsteig, welcher von dem Ufer nach einem benachbarten Dörfchen führte. An der von der Mauer des Parks an der Mündung dieses Weges gebildeten Ecke befand sich ein hübscher kleiner Pavillon, dessen Genuß mir ausschließlich überlassen war und den ich sehr liebte. Ich ging hierher, um die auf meinen Spaziergängen gesammelten Pflanzen zu analysiren, oder um zu lesen, oder zu träumen, oder gegen Mittag ein wenig zu schlafen; zuweilen brachte ich auch, je nach meiner Laune, die Nacht hier zu.

Auf der andern Seite des Weges begrenzte eine lange Mauer den ebenfalls umfangreichen und schönen Park eines benachbarten Edelgutes, welches den Namen Merveille führte, und an der Ecke nach der Loire zu erhob sich, folglich dem meinigen gegenüber und in derselben Höhe, ein zweiter hübscher, kleiner Pavillon.

Bis jetzt hatte ich, wenn ich meine Blicke auf dieses kleine Gebäude richtete, die Fenster desselben immer geschlossen gesehen. Eines Abends jedoch, als ich ziemlich spät in mein kleines Boudoir trat, sah ich sie weit geöffnet und das Innere des Pavillons hell erleuchtet. Gleichzeitig schlugen wehmüthig-reine, einem Klavier entlockte Töne an mein Ohr.

Unwillkürlich und ohne mir selbst über den Grund recht klar zu sein, löschte ich mein Licht aus und stellte mich so, daß ich, ohne bemerkt zu werden, Alles sehen und hören konnte.

Sie vergessen nicht, meine Herren, daß ich achtzehn Jahr zählte, und Sie werden schon von selbst voraussetzen, daß ich überzeugt war, es sei eine Dame hier im Spiele.

Ich irrte mich auch nicht. Nachdem sie noch eine Weile musicirt, kam sie — bis jetzt hatte ich sie noch nicht sehen können — an das Fenster. Sie ließ ihren Blick nach der Loire zu über den Himmel hinschweifen, ohne ihn auf meinem Pavillon verweilen zu lassen, und setzte sich dann in den Hintergrund des Zimmers an den Tisch, auf welchem das Licht stand.

Ich war sehr erfreut über diese letzte Bewegung, die mir erlaubte, die Dame genau in's Auge zu fassen. Es war die Herrin der schönen Herrschaft Merveille, die Gräfin Susanne von B...

Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß sie keine junge Frau mehr war und wenigstens sechsunddreißig Jahre zu zählen schien. Sie war aber sehr schön, groß, brünett, mit Augen, welche mir blau zu sein schienen. Ihre nachlässig auf dem Teppich, der den Tisch bedeckte, ruhende Hand war lang und weiß.

Man verliebt sich nicht auf den ersten Blick, meine Kinder; dies darf man nicht glauben. Wohl aber weiß ich — denn ich hab' es tief empfunden — daß ein ganz neues seltsames Gefühl plötzlich mein ganzes Wesen durchdrang. Ohne es hindern zu können, fühlte ich, wie Thränen mir in die Augen traten, die ich unverwandt auf dieses schöne Wesen geheftet hielt. Sie stützte mit einer Hand ihre abwärts geneigte Stirn und schien in schmerzliches Hinbrüten versunken zu sein. Endlich erhob sie sich, trat abermals an das Fenster und ließ noch einmal ihren Blick über den Himmel schweifen, so weit derselbe für sie sichtbar war.

Als sie die Hand an die Jalousie des Fensters legte, machte der direct auf mich fallende Schein ihres Lichtes mich ihr sichtbar. Ich gewahrte es und ergriff die Flucht.

Als ich wagte, wieder hinzuschauen, war alles geschlossen und ich sah nur noch ein Licht, welches sich durch die Bäume des benachbarten Parks nach dem Schlosse zu entfernte.

Acht Tage nach diesem Abend, welcher eine Periode in meinem Leben bezeichnete, saß ich in meinem lieben Pavillon, wo ich jetzt regelmäßig schlief, mit einem Gefäß voll Blumen vor mir und einem Buch in der Hand. Ich las darin immer dieselbe Seite und weiß heute noch nicht, was sie erzählte. Ach, weit besser las ich das erste Kapitel des süßen Romans der Liebe, welcher meinem Fenster gegenüber aufgeschlagen war.

Hier sah ich meine schöne Nachbarin mit Stickerei beschäftigt oder auch lesend, ohne Zweifel aufmerksamer als ich.

Noch nicht ein einziges Mal waren unsere Augen einander begegnet, denn sobald ich sie die ihrigen erheben sah, senkten sich die meinen sofort und ich begann wieder zu lesen.

Dieser Tag führte große Ereignisse herbei. Das erste war folgendes.

In einem Augenblick, wo ich meine Nachbarin ganz in ihre Stickerei versunken glaubte und sie deshalb ungestraft betrachten zu können hoffte, sah ich ihre Blicke auf mich geheftet. Eine gewaltige Kühnheit erwachte in mir. Ich hielt diese Blicke aus, ohne die meinen zu senken. Beinahe eine Minute lang. Ich weiß nicht, was meine Nachbarin darin las, aber ich sah sie sich erheben und sich zum Fortgehen anschicken. Ich kann mit Worten nicht schildern, welcher Schmerz mein Herz zerriß. An dem, was ich litt, erkannte ich, daß ich liebte, und ich sank, bittend die Hände faltend, vor meinem Fenster auf die Knie nieder.

Die Gräfin war einen Augenblick lang unentschieden. Ich fühlte ihre Blicke auf meiner Stirn brennen. Endlich sah ich sie erröthen, hoch erröthen und sich wieder setzen; nur setzte sie sich ein wenig weiter von mir als vorher. Ich fühlte mich sehr glücklich, und um das Klopfen meines Herzens ein wenig zu beschwichtigen, las ich immer wieder meine Seite.

Das zweite Ereigniß war dieses.

Da ich einmal bemerkte, daß sie meine Blumen betrachtete, so hatte ich den Muth, zu handeln. Ich nahm ein zweites Gefäß, stellte es ebenfalls auf den Rand des Fensters und hielt eine schöne Rosenknospe bereit. Dann, nachdem ich lange gewartet und sie endlich die Augen nach mir wenden sah, wagte ich, ihr die junge Blume zu zeigen, diese in die bereit gehaltene Vase zu stecken und ihr durch eine freimüthige Geberde zu sagen, daß diese Rosenknospe ihr dargebracht sei.

Alles dies hatte ich gethan ohne Athem zu holen, denn sonst wäre ich nicht damit zu Stande gekommen; als aber die kühne Operation vollbracht war, verließ mich mein Muth; ich floh unter die Bäume des Parks hinein und erschien erst am folgenden Tage wieder im Pavillon.

Es vergingen einige Tage, während welcher mir das Herz immer voller ward. Es kamen nun entscheidendere Ereignisse.

Eines Nachmittags, als meine schöne Nachbarin sich aus ihrem Fenster herausneigte, geschah ein Zufall, den die Romane zu einem sehr gewöhnlichen gemacht haben, der sich aber dennoch im wirklichen Leben noch erreichen kann — sie ließ ihr Taschentuch auf das Gras des Fußweges fallen.

Ich nahm mir nicht erst Zeit zum Nachdenken. Ich sprang hinaus, auf die Gefahr hin, das Bein zu brechen, und hob das Taschentuch auf.

Ich habe zu sagen vergessen, daß auf den grünen Fußweg

auch noch zwei unvermeidlich grüne Thüren führten, zwei Thüren, die unter sich Schwestern waren, ebenso wie die Pavillons Brüder, denn sie befanden sich einander gegenüber.

Ich wollte einen langen Umweg machen, um zu dem Haupteingange von Merveille zu gelangen, als ich meine Unbekannte plötzlich an ihrer kleinen Thür erscheinen sah. Wie schön war sie! Ich näherte mich ihr, zitternd vor Freude und Furcht, und ohne ein Wort sprechen zu können, überreichte ich ihr das Tuch.

„Sie haben doch keinen Schaden genommen?“ sagte sie in freundlichem Tone.

„O nein, Madame,“ stammelte ich.

„Ich danke Ihnen, mein Herr,“ setzte sie hinzu; „o, ich danke Ihnen.“

Und sich leicht verneigend, ging sie wieder hinein.

Ich blieb einige Augenblicke lang unbeweglich und wie vernichtet stehen. Immer noch glaubte ich sie vor mir zu sehen, immer noch glaubte ich ihre süße Stimme zu hören.

Endlich klingelte ich an meiner kleinen Thür und Lubin kam, um mir zu öffnen. Ich habe Ihnen wohl noch nicht gesagt, daß mein alter Diener Lubin hieß?

Am Nachmittag desselben Tages, als ich meine Blumen ordnete, ließ ich einige Tropfen Wasser auf die schöne Knospe fallen, die ich jeden Morgen abgesondert und die jeden Abend sich in ein aufgeblühtes Röschen verwandelt hatte. Dann nahm ich aus meinen frischen Blumen eine duftende Rose heraus, welche am Abend vorher noch ganz schön war, aber jetzt, beinahe verwelkt, ihre Blätter eins nach dem andern fallen sah.

Diesmal sah meine Nachbarin mir zu. Ich legte die verwelkte Blume auf den Rand des Fensters und weiß nicht, was ich damit machen wollte, als ich sah, daß die Gräfin die Augen auf diese arme Rose heftete. Sanft und einfach gab sie mir hie-

rauf mit ihrer schönen weißen Hand zu verstehen, daß ich sie in die besondere Vase an die Stelle der Knospe bringen sollte, welche dieses Gefäß jeden Tag empfing.

Ich gehorchte ohne recht zu begreifen, und sie, als ob sie sich verlegen fühlte, so viel gesagt zu haben, senkte die Augen auf ihr Buch und erhob sie an diesem Tage nicht wieder.

Am nächstfolgenden Tage vergingen die Stunden langsam und peinlich, ohne daß die Jalousien des Pavillons, welcher meine Freude in sich schloß, sich auch nur einen Augenblick geöffnet hätten. Ich war unglücklich, wahrhaft unglücklich.

Als die Sonne sich ihrem Untergange zuneigte, gab ich die Hoffnung, meine Nachbarin zu sehen, auf und weinte. Eine sanfte wehmüthige Harmonie mischte sich mit meinen Thränen. Die Glocke der kleinen Kirche des Dörfchens Grandval läutete zum Abendgebet.

Ich besitze noch jetzt, meine Herren, alle Sympathien eines träumerischen Jünglingsalters. Ich liebte die grünen Wege, die Schwalben, die Strohdächer, die Abendstunden, den Duft der Wiesen, die Stimme der Glocken. Diese rief mich und ich gehorchte ihr.

Als ich das Haus verlassen wollte, kam Lubin auf mich zu. — Ich habe noch eine wichtige Thatsache vergessen und will sie hier erwähnen.

Lubin hatte nur einen Fehler, aber einen vollständigen, nachhaltigen, hell zu Tage tretenden Fehler, einen Fehler, welcher die ganze Größe einer wahrhaften Leidenschaft erlangt hatte — Lubin liebte den Trunk. Dieser Mensch trank mit einer unerhörten Ausdauer, und wenn er seine unwürdige Leidenschaft befriedigt hatte, so ward er ganz außerordentlicher Dinge fähig.

„Herr Joseph," sagte er in einschmeichelndem Tone zu mir, „ich habe den Wagen wieder in Stand gesetzt; wenn Sie eine Promenade machen wollen, so will ich Sie fahren."

„Lubin,“ sagte ich freundlich zu ihm, „tragt Euern Rausch auf Euer Zimmer; ich will zu Fuße gehen.“

„Es sollte mir leid thun, mich Ihnen unangenehm zu machen, Herr Joseph,“ fuhr der Elende fort, „aber ich habe den Wagen in Stand gesetzt, ich werde Sie fahren, mein Herr. Das ist entschieden — oder Sie werden nicht ausgehen, Herr Joseph.“

Ich kannte ihn, den Nichtswürdigen. Ich wollte die Sache lieber kurz machen.

„Nun so spannet an, Lubin,“ sagte ich, „und machen wir, daß wir fortkommen.“

Es dauerte nicht lange, so hatten wir das Dorf erreicht. Lubin saß triumphirend auf seinem Kutschbock.

Als ich in die alte, armselige kleine Kirche trat, sah ich in dem düstersten Winkel eine verschleierte Dame, knieend und die Stirn auf beide Hände herabgeneigt. Mein Herz pochte, als wollte es mir die Brust zersprengen — sie war es. Es war noch nichts Bestimmtes, was mir dies sagte, aber sie war es, ich fühlte es, und in meiner innersten Seele segnete ich die Glocke, welche mich hierhergeführt.

Ohne daß sie mich bemerkte, stellte ich mich einige Schritt von ihrem Stuhl, und glücklich, sie zu sehen, mit ihr dieselbe Luft zu athmen, betete ich mit Inbrunst zu dem, welcher am innigsten liebt — zu Gott, der uns lieben heißt.

Es war beinahe Nacht in der Kirche, als die verschleierte Dame sich entfernen zu wollen schien. Als sie die Thür erreichte, sah sie mich und erkannte mich troß der Dunkelheit. Eine unwillkürliche Bewegung aber sofort unterdrückend, ließ sie sich nichts davon merken.

Ich zitterte so, daß ich mich kaum auf den Füßen zu halten vermochte.

An der Schwelle angelangt, blieb sie stehen, und als ich selbst

hinkam, um die Kirche zu verlassen, sah ich, daß es während unseres Gebetes angefangen hatte, zu regnen, und daß es noch nicht wieder aufgehört hatte. Die Gelegenheit flößte mir heroischen Muth ein.

„Madame,“ sagte ich, „es ist ein Wagen hier, der mich erwartet; wenn Sie mir die Ehre erzeigen wollen, darüber zu verfügen, so könnte er Sie nach Hause bringen.“

Da sie keinen wirklichen Grund hatte, dieses unter Nachbarn nicht mehr als höfliche Anerbieten zurückzuweisen, so nahm sie es an.

Lubin war mittlerweile vorgefahren und sie stieg ein, indem sie leicht meine Hand streifte. Als ich neben ihr saß, fühlte ich meine Gemüthsbewegung immer höher steigen und das Herz drohte mir zu bersten.

„Diese Gelegenheit wird sich vielleicht niemals wieder erneuern,“ dachte ich; „ich will ihr sagen, daß ich sie liebe.“

Aber ich wagte es nicht.

Meine schöne Nachbarin, welche ohne Zweifel der Ansicht war, daß ein Gespräch passender sein würde als Schweigen, brach es, indem sie sagte:

„Wohnt Ihr Herr Vater in Grandval?“

„Ja — nein — Madame,“ antwortete ich und zwar sehr geschickt. — „Muth,“ sagte ich denn bei mir selbst, „Muth, erkläre ihr deine Liebe!“

Aber ich wagte es nicht.

„Und Sie, mein Herr,“ fuhr sie fort, „gedenken Sie den ganzen Sommer hier auf dem Lande zuzubringen?“

In diesem Augenblick aber machte mein allzuvolles Herz sich Luft und ich antwortete auf diese Frage:

„Ach, Madame, ich liebe Sie!“

Ein furchtbares Krachen unterbrach mein Geständniß. Die von einem Sommerregen kaum angefeuchtete Straße war eben

und schön; der Wagen schien gut zu sein, es war noch Tag und es stand daher dem friedlichen Zurücklegen unserer kurzen Reise kein Hinderniß entgegen.

Während ich aber in der Kirche war, hatte Lubin sich in dem Dorfwirthshause tüchtig berauscht, so daß er, als er am Rande des Weges einen großen Stein liegen sah, auf den Einfall kam, den Wagen darüber hinwegzulenken. Es wäre ihm auch beinahe geglückt, nur warf er uns auf die schönste Weise und so wunderbar um, daß meine liebenswürdige Nachbarin sich erschrocken in meine Arme warf und unwillkürlich, aber genau mit ihrem Munde auf meine Lippen fiel. Ganz betäubt von diesem unerhörten Glück, drückte ich sie mit wahnsinniger Gluth an mein Herz.

Es giebt in der Liebe nichts Glücklicheres, als dergleichen Unglücksfälle. Ich war entzückt davon. Dennoch aber fand ich kein Wort mehr. Die Gräfin, die noch aufgeregt und erschrocken war, verhielt sich ebenfalls schweigend.

Ohne sie erst zu fragen, ergriff ich ihren Arm, legte ihn in den meinen und schlug den Weg nach Merveille ein, indem ich es Lubin überließ, sein großes zusammengestürztes Werk mit Muße zu betrachten.

Wir legten den kurzen Weg unter fast immerwährendem Schweigen zurück. In dem Augenblick, wo ich meine Begleiterin an der Schwelle ihrer Wohnung verlassen wollte, war meine Verlegenheit und Schüchternheit wieder dieselbe wie früher.

„Madame," sagte ich endlich, als ich die Thür sich öffnen sah, „wenn ich Sie nun um die Erlaubniß bäte, Ihnen zuweilen meine Ehrfurcht bezeigen zu dürfen?"

Sie stand in Begriff, eine Weigerung auszusprechen; ich las dies in ihren Zügen. Sie besann sich indessen anders und antwortete in sanftem Tone:

„Morgen, mein Herr, wenn Sie es wünschen."

Ich wollte mich ihrer Hand bemächtigen. Sie ließ mir aber nicht Zeit dazu, sondern lächelte mich an, während ich zugleich eine Thräne in ihrem Auge zu bemerken glaubte, und verschwand.

Am nächstfolgenden Tage zog ich mit vor Furcht und Freude klopfendem Herzen an dem Hauptthore von Merveille die Klingel. Eine muntere Zofe kam und öffnete mir.

„Haben Sie die Güte, mir zu folgen, mein Herr," sagte sie. „Madame hat mir befohlen, Sie in den kleinen Pavillon zu führen."

Von einer sonderbaren Unruhe ergriffen, folgte ich diesem Mädchen durch die ganze Wohnung. Als wir in das Innere des Pavillons traten, zeigte sie mir ein auf dem Tische liegendes versiegeltes Couvert.

„Madame wünschte," sagte sie, „daß Sie diesen Brief hier läsen, mein Herr."

Mit diesen Worten ließ sie mich allein. Ich öffnete sofort den Brief, den ich seitdem mehr als hundert Mal wiedergelesen und dessen ich mich stets erinnern werde. Er lautete:

„Mein lieber Sohn! — Es ist beinahe Mitternacht. In einer Stunde will ich abreisen und wenn Sie erwachen, werde ich schon fern von Ihnen sein, ohne daß Ihnen etwas Aufschluß über den Weg geben wird, den ich eingeschlagen haben werde. Klagen Sie mich nicht an; verstehen Sie den Beweis von Zuneigung, den ich Ihnen gebe, indem ich handle und indem ich Ihnen begegne wie ich thue, und bewahren Sie mir eine reine Erinnerung.

„Ich zähle über vierzig Jahre, mein Sohn; ich könnte Ihre Mutter sein, Sie könnten aber für mich nicht ein Sohn, ein Bruder, oder ein Freund bleiben. Es würde ein Tag kommen, wo Sie Ihre Versprechungen vergessen würden. Gottweiß, welche Schmerzen, welche Reue und welche Scham uns dieser Tag bringen könnte!

„Ich bin strafbar gewesen gegen Sie und gegen mich. In dieser Stunde, wo ich Sie nicht mehr wiedersehen soll, habe ich

den Muth, es zu gestehen. In einem Alter, wo die Welt uns alte Frau nennt und es uns nicht verzeiht, noch ein Herz bewahrt zu haben, habe ich mich Träumen hingegeben, die eigentlich nur ein junges Mädchen haben soll.

„Der Kuß, der als eine unauslöschliche Erinnerung zwischen uns bleiben wird, hat mich aufgerüttelt, indem er mir einen Abgrund zu meinen Füßen zeigte!

„Lieber Sohn! das Gefühl, welches mein Leben in der Wirklichkeit beendet, beginnt das Ihrige. Sie werden glücklich sein, wenn Sie in den Herzen, die sich Ihnen öffnen werden, ein wenig von dem antreffen, was in dem Herzen lebte, welches Sie flieht.

„Sie sehen, indem ich Ihre frischen Hoffnungen so schnell in Erinnerungen verwandele, werfe ich vor Ihren Augen alle Schleier meiner Schwäche ab und vor Ihnen frage ich Gott, warum er mich zwanzig Jahr zu früh hat geboren werden lassen. Es war sein Wille; fügen wir uns darein.

„Leben Sie wohl, mein lieber Sohn; ich habe Vertrauen zu Ihren jungen und schönen Jahren. Ich hoffe, einen Platz in einem Winkel Ihres Herzens zu behalten. Ich hoffe auch, daß meine Gebete Ihr Leben schützen werden. Gott wird mir diese tröstende Entschädigung gewähren.

„Ich höre die Pferde wiehern, welche mich erwarten. Ich muß fort. Noch einmal will ich Ihr Fenster ansehen, dann ist alles vorüber. Ohne Zweifel ruhen Sie in friedlichem Schlafe und haben keine Ahnung von dem Lebewohl, welches ich diesem Orte sagen will, wo eine alte Frau für Sie die Seele eines Kindes wiederfand.

„Leben Sie wohl. Mit Ihrem Bild zugleich trage ich eine geheimnißvolle Dankbarkeit in mir hinweg. Bewahren Sie, ich bitte Sie noch einmal darum, in Ihrem Herzen mir den Platz, den ich zwischen der Mutter, die Ihnen das Leben gegeben, und der Gattin begehre, die Ihnen das Glück geben wird."

2.

Hier schwieg der Greis. Während der Mittheilung dieses Briefes, den er aus seinen Herzen herauszulesen schien, war er schwermüthig geworden, und als er die letzten Worte sprach, sahen wir sogar Thränen in seinen Augen. Unser Schweigen respektirte den heiligen Cultus der Erinnerung.

„Und ohne Zweifel,“ sagte Einer von uns, indem er zuerst wieder das Wort ergriff, „haben Sie diese edle Frau nie wiedergesehen?“

„O doch, ein Mal,“ antwortete der Baron, „aber Sie lachen schon nicht mehr, meine Freunde; meine Melancholie hat sich auch Ihrer bemächtigt. Wenn ich Ihnen nun noch erzählen wollte, wie ich das fromme Wesen wiederfand, so würde ich Sie vielleicht ganz traurig machen, und das möchte ich nicht gern.“

„O sprechen Sie! sprechen Sie!“ rief André, ein Dichter, den wir unser aller Wunsch ausdrücken ließen; „sprechen Sie für sich, theurer Meister, denn die Erinnerung an ein Unglück, welches keine Reue zurückgelassen, hat einen geheimnißvollen Zauber. Sprechen Sie auch für uns, denn das Wort eines Greises, welcher gut geblieben ist und viel gelitten hat, erzieht zur Tugend.“

„Meine Freunde,“ hob der Baron, nachdem er André die Hand gedrückt, wieder an, „was ich Ihnen so eben erzählt habe, geschah im Jahre 1784. Nehmen Sie jetzt an, daß ich acht Jahre älter geworden bin und wir stehen im Jahr 1792, mitten in einer eben so furchtbaren als erhabenen Epoche, wo die Hälfte des größten aller Völker die andere Hälfte für lange Jahrhunderte des Druckes, der Tyrannei und des starren Egoismus büßen lassen wollte und ohne Zweifel den Absichten Gottes gemäß büßen lassen mußte! Versetzen Sie sich daher, wie ich, der ich nichts vergessen habe, in den blutigen Tag des 2. September.

3.

Am Abend vorher hat sich das vorzeitige Gerücht von der Einnahme von Verdun in Paris verbreitet. Der Feind, sagt man, ist auf dem Marsch nach Châlons.

Bei dieser Nachricht wird alles von Furcht und Schrecken ergriffen und Jeder sieht schon die fremden Truppen seinen Herd entheiligen. Am Morgen ist eine Proclamation erschienen, welche ausruft: „Zu den Waffen, Bürger! Der Feind steht vor unseren Thoren! Es bilde sich ohne Verzug eine Armee von sechzigtausend Mann, und marschiren wir sofort dem Feinde entgegen, um unter seinen Streichen zu fallen, oder um ihn durch die unsrigen auszurotten!"

Es ist Mittag. Man hört das dumpfe Dröhnen der Lärmkanone und das unheimliche Wirbeln der Trommeln, welche Generalmarsch schlagen. Von den Thürmen herab läßt die Sturmglocke ihren schauerlichen Klang ertönen. Die Straßen füllen sich mit Municipalbeamten und von Zeit zu Zeit verkündet man unter Trompetenschall die Gefahr des Vaterlandes. Wer die Augen zum Himmel emporhebt, wie um Gott über diesen Sturm von Ereignissen zu befragen, sieht auf den Thürmen von Notre Dame eine lange schwarze Fahne wehen. Man greift zu den Waffen unter dem Rufe: „Eilen wir dem Feind entgegen!"

Es dauert jedoch nicht lange, so lassen auch andere Worte sich hören.

„Unsere grausamsten Feinde," ruft man, „sind nicht in Verdun, sondern in Paris, in den Gefängnissen!" — „Nach den Gefängnissen! nach den Gefängnissen!" wiederholt die Menge und man stürzt sich auf die Orte, wo die ersten Opfer der blutigen Sühne ächzen.

Zu jener Zeit, meine Herren, war ich bei der weichlichen Er-

ziehung, die man damals den jungen Edelleuten gab, noch beinahe ein Kind und verstand nichts von den Dingen, welche ich unter meinen Augen vorgehen sah. Wenn ich auch die bekannte Geschichte unserer Könige gelesen hatte, so wußte ich doch, so zu sagen, von der Existenz des Volkes noch gar nichts. Es fiel mir deshalb nicht ein mich nach den Ursachen dieser Volkswuth zu befragen. Wie alle die Meinigen, stand ich bestürzt und erschrocken davor und sah darin nichts als wilden Blutdurst.

Seit dieser Zeit habe ich gelebt, gelitten, nachgedacht und bin alt geworden. Ich habe die Ereignisse nicht blos betrachtet, sondern mich auch bemüht, ihre Wurzeln aufzufinden, und oft habe ich mir bei der Erinnerung an das Jahr 93 gesagt, daß die Vorsehung ohne Zweifel durch die Sühne einer so langen Vergangenheit die Monarchien für alle Zukunft warnen und schrecken wollte. Auch hat seit dieser Zeit, meine Herren, mich Niemand mehr des Alters meiner Familie oder des edlen Blutes in meinen Adern rühmen, noch auf Edelmannsparole schwören hören. Die heilige Wahrheit hatte meine Stirn berührt.

Doch verzeihen Sie mir diese Abschweifung, meine Freunde; ich komme jetzt wieder auf die Erzählung zurück, welche Sie von mir begehrten.

Also am 2. September gegen Mittag ging ich über den Pont Neuf, um mich nach der Rue des Boucheries Saint Germain zu begeben. Hier hielt sich mein seit einigen Tagen denuncirter Vater in einem armseligen Hause bei unserm alten Lubin versteckt.

Vergessen Sie nie, meine Herren, bei Ihrer Würdigung der Hingebung und Treue das Opfer der Leidenschaften, erhabener oder niedriger, in Anschlag zu bringen, welches durch diese Hingebung geboten worden. Nie kann ich ohne tiefe Rührung daran denken, daß schon seit den zwei Monaten, während welcher mein Vater in Lubin's Dachstübchen sich versteckt hielt, dieser nichts als Wasser

getrunken hatte. Der wackere Mann! Mein Vater und ich, wir haben Freunde jedes Ranges und Standes gehabt, aber niemals einen bessern gefunden, als diesen Lubin, der so gern trank.

Auf dem Pont Neuf sah ich zehn von Marseiller Soldaten escortirte Miethkutschen herfahren. Ich höre um mich herum sagen, daß diese Wagen vierundzwanzig Gefangene enthalten, die man nach der Abtei bringt. Diese Mittheilungen werden mit Flüchen und Verwünschungen aufgenommen, die man den Gefangenen zuschleudert.

Von Mitleid ergriffen und an meinen Vater denkend, bleibe ich stehen und widme den Unglücklichen einige Worte des Bedauerns. In demselben Augenblick kommt über den Quai eine Bande Derer angerückt, welche man den Ruf: „Nach den Gefängnissen! Nach den Gefängnissen!“ durch die Stadt tragen hört.

Man rottet sich zusammen, man umzingelt die Wagen unter lautem Geschrei. Es dauert nicht lange, so machen die Soldaten der Escorte selbst mit den Wüthenden gemeinschaftliche Sache.

Entrüstet über diesen Verrath steckt einer der Gefangenen, einer jener Unklugen, die zu so vielen unheilvollen Vorgängen Anlaß gegeben, den Arm durch das Wagenfenster und schlägt einen der Marseiller mit seinem Stock. Schäumend vor Wuth springt der Soldat auf den Wagentritt und stößt dem Gefangenen seinen Säbel drei Mal in die Brust.

Dieser Blutdurst wird ansteckend und mehrere andere Gefangene werden auf dieselbe Weise gemordet.

Ich nähere mich und hätte mich, von dem großmüthigen Feuereifer der Jugend hingerissen, vielleicht ebenfalls tödten lassen, indem ich ganz allein meine Brüder zu vertheidigen gesucht, als in diesem Augenblick der Zug sich wieder in Bewegung setzt und mein plötzlich auf einen der Wagen fallender Blick die edle Frau erkennt, der ich meine ersten Gemüthsregungen verdanke.

Ihr Antlitz aber ist bleich, ihre Augen sind beinahe geschlossen, sie scheint kaum zu athmen und plötzlich durchzuckt mich der furchtbare Gedanke: Sie ist verwundet, vielleicht tödtlich verwundet!

Ich gestehe, die Gefahr der anderen Gefangenen tritt nun für mich in den Hintergrund. Ich folge diesem Wagen, indem ich mich den Wüthenden anschließe und dann und wann mit ihrem Wuthgeheul die Schmerzensrufe mische, die ich nicht unterdrücken kann.

Endlich kommt man an der Abtei an. Hier werden die Wagen geöffnet. Man wirft die Leichen von zwölf Gefangenen auf das Pflaster. O, mein Gott, welche Angst! Mein erstes graues Haar datirt von diesem Tage. Ich eile hinzu. Die, welche ich suchte, lag unter den Todten. Mit einem plötzlich mit Riesenkraft begabten Arme richte ich sie vom Boden auf, hebe sie auf meine Schulter und will entfliehen. Ein marseiller Soldat vertritt mir den Weg, aber er sieht mein Gesicht und ich kann nicht sagen, welches Gefühl in ihm erwachte.

„Es ist Deine Geliebte!" ruft er mir mit rauher Stimme zu. „Wohlan, geh nur!"

Es ist dies abermals ein Gesicht, welches meiner Erinnerung unvertilgbar eingegraben ist.

Meine kostbare Bürde scheint mir, anstatt mich zu ermüden, Behendigkeit und Kraft zu verleihen. Ich eile zu Lubin. Er öffnet, ich lege meine bleiche Geliebte auf sein Bett. Nun aber waren meine Kräfte zu Ende. Ich sinke mit der Stirn auf diese blutige Brust, in welcher das Herz entschlummert ist, und verliere alle Besinnung.

Wissen Sie, meine Herren, was mich aus meiner Ohnmacht erweckte? Der Schlag des Herzens, welches durch die Wärme meiner Stirn wieder ins Leben zurückgerufen worden. Mein Vater und Lubin theilten ihre bis jetzt vergeblichen Bemühungen

zwischen ihr und mir. Als sie uns beide wieder zum Leben erwachen sahen, blieben sie stehen, um uns anzusehen.

„Sie! Sie!“ murmelte sie, indem sie meine Hand matt in die ihre drückte, „Sie! Gott ist gut!“

Ich meinerseits fand keine Worte; ich drückte ihr blos die Hand, deren Kälte mich bis in die innerste Seele erbeben ließ.

Es ließ sich ein Geräusch von Stimmen auf der Treppe und dann in dem Gemach hören, welches dem Wohnzimmer als Eingang diente. Ich hatte nur einen Gedanken. Ich sagte mir, daß man käme, um mir meine Freundin zu entreißen. Ich eilte in das Vorzimmer, indem ich die Thür des andern rasch hinter mir schloß, und sah mich einem Manne gegenüber, der von mehrern andern draußen Wartenden begleitet war.

„Der Marquis von Maubreuil ist hier,“ sagte der Mann zu mir; „wir kommen, um ihn im Namen der Republik zu verhaften.“

„Bürger,“ stammelte ich, „Ihr irrt Euch.“

Der Mann stieß mich ohne Weiteres von der Thür hinweg und öffnete sie. Vergebens bemühete ich mich, ihn zurückzuhalten, er trat ein und ich folgte ihm.

Mit einer jener Bewegungen, deren Schnelligkeit sich im Leben nicht zwei Mal wiederfindet und die man sich nach der Gefahr niemals erklärt, hatte Lubin meinen Vater unter das Bett gedrängt und über die arme Frau, die auf demselben lag, eine Decke geworfen.

„Was wollen Sie, Bürger?“ sagte er zu dem Municipalbeamten, „von wem sprechen Sie mit meinem Sohn? Ich kenne keinen Maubreuil in diesem Hause und bei mir ist weiter Niemand als eine arme Frau, die im Sterben liegt. Laßt sie in Frieden enden.“

In dem Augenblick, wo der unschlüssige Beamte sich dem Bett näherte, wendete die Sterbende, die nichts hörte oder verstand, ihre Augen auf mich.

„Mein Gott," sagte sie wieder mit einer Stimme, die nur ich allein hörte, „mein Gott, segne ihn! segne die Seinen! segne Alle!"

Der Officier that noch einen Schritt, blieb stehen und ergriff dann wie erschrocken die Flucht. Sein Blick war dem bleichen Blick des Todes begegnet.

Alles war vorüber. Mein Vater war gerettet, meine Freundin war todt.

Ich habe sie daher nur ein einziges Mal wiedergesehen, die arme Vielgeliebte. Sie erschien mir einen Augenblick lang wie eine Märtyrerin und wie eine Heilige, um mir das Heiligste, das Theuerste, was ich auf der Welt hatte, zu bewahren und dann zu sterben.

Sie fühlen alle, daß diese Erinnerung in mir stets rein und hell geblieben ist wie die Spur einer Wohlthat Gottes. Sie gehört zu denen, welche oft die Gedanken auf ein besseres Leben lenken und uns in dem gegenwärtigen geduldig und sanft machen. Und wer weiß, ob ich nicht vielleicht dem Gebet meiner ersten Freundin meine besten Freuden, meine aufrichtigsten Neigungen verdanke.

Von meinem so rasch vorübergegangenen Verhältniß zu der schönen Herrin von Merveille habe ich einige Reliquien bewahrt, die ich oft betrachte. Die erste ist ihr Brief, den einen auf das Wort Dankbarkeit gefallene Thräne von ihr mir noch theurer gemacht hat. Die zweite ist die verwelkte Rose, welche ihr Gedanke gewählt, und die für mich stets ihren Duft bewahrte. Die dritte ist das Portrait Lubin's, welches Greuze, ein Freund meines Vaters, kurze Zeit vor seinem Tode malte.

Dieses Portrait ist dieses hier, meine Herren; jetzt, wo Sie wissen, an welche Freuden und Leiden es mich erinnert, werden Sie sich gewiß nicht mehr wundern, es in meinem kleinen Pantheon einen so schönen Platz einnehmen zu sehen.

III.

Was ein falscher Diamant werth ist.

Heute, meine Herren, wünschen Sie zu wissen, warum ich dieses mit dem Namen „Boucher“ signirte schöne Frauenportrait mit Rührung und Stolz betrachte. Sie wünschen, daß ich Ihnen von einer der süßen Erinnerungen erzähle, die es in mir erweckt. Ich bin damit einverstanden. Man spricht gern von den Personen, die man liebt; und wenn sie nicht mehr sind, so scheint, wenn man von ihnen spricht, ihr Geist uns zu umschweben. Nun aber habe ich die blonde Schönheit, welche Sie hier sehen, meine Herren, innig geliebt, ja ich liebe sie noch. Bewundern Sie sie daher noch einen Augenblick und erlauben Sie, daß ich Ihnen in ihr meine Großmutter vorstelle.

Jetzt hören Sie.

Es war gegen Mittag, als eines Tages im Jahr 1730, drei Jahr nach seiner Vermählung mit Fräulein von Haut-Bussy, der Marquis Gaston von Druon-Maubreuil, mein Großvater, den treuen Maubin, einen alten Diener seines Hauses, in sein Zimmer treten sah.

„Herr Marquis,“ sagte der Diener, „Herr Garnon ist da — der Juwelier, welcher gewöhnlich —“

„Ich weiß schon, ich weiß schon,“ unterbrach ihn der Marquis. „Führe ihn herein, Maubin, und sieh zu, daß meine Unterredung mit ihm nicht gestört werde.“

Der alte Diener entfernte sich, der Marquis rief ihn nochmals zurück.

„Maubin,“ sagte er, „nicht wahr, meine Frau ist noch nicht wieder nach Hause?“

„Nein, gnädiger Herr. Dem Befehle der Frau Marquise

zufolge soll ihr Wagen sie erst um vier Uhr wieder bei der Frau Präsidentin abholen."

„Gut, sehr gut! Sieh zu, daß Herrn Garnon's Besuch den Dienstleuten unbekannt bleibe, besonders Suzetten, welche sich beeilen würde, ihre Herrin davon zu unterrichten."

Maubin entfernte sich, nachdem er Herrn Garnon eingeführt, den damaligen ersten Juwelier, Lieferanten des Hofes und nothwendigen Vertrauten der Freigebigkeit und der Thorheiten jener Zeit.

Der Marquis Gaston, ein schöner, galanter, geistreicher, junger Edelmann, der angebetete Gatte einer anbetungswürdigen Gattin, stand auf dem Punkte, einen der thörichtsten Streiche zu begehen, die man später, wenn das Alter kommt, zu bereuen haben kann.

Bei gewissen Soupers, an welchen er seit einiger Zeit wieder Geschmack zu finden schien, war er nämlich einer gewissen florentinischen Abenteurerin von blendender Schönheit begegnet und hatte eine thörichte Leidenschaft für sie gefaßt, die eine zu blinde und plötzliche war, um auch eine dauernde sein zu können.

Trotz unabläßiger Aufmerksamkeiten, inständiger Bitten und prachtvoller Geschenke hatte Gaston noch nichts erlangt, als er am Vorabend des Tages, wo er den Juwelier Garnon empfing, der schönen Marchesa Giuditta einen vollständigen Schmuck versprach, der, wie er geschworen, eben so brillant sein sollte als der der Gemahlin des englischen Gesandten auf dem letzten Ball in Versailles.

„Ich kenne Ihren guten Geschmack und ich nehme Ihr Geschenk im Voraus an," hatte die Marchesa geantwortet. „Aber hören Sie mich an, lieber Marquis. In diesem Lande hier kann ich Ihnen nicht angehören. Unser Verhältniß ist schon zu bekannt. Es ist mir, als wenn alle Welt die Augen auf Sie und auf mich gerichtet hielte. Heute oder morgen kann die Marquise alles erfahren. Ich zittere alle Stunden, zu hören, daß es ge-

schehen sei. Finden Sie daher ein Mittel, welches Ihnen erlaubt, zu verreisen. Ich will nach Italien zurückkehren. Seien Sie großmüthig, gewandt und verliebt genug, um mich dahin zu begleiten. Kommen Sie und mein süßes Vaterland wird mir schöner erscheinen, wenn Sie es mit mir sehen, und dann, Gaston, dann werde ich sehr glücklich sein und Sie werden mich vielleicht geneigter finden, Ihnen ein letztes Opfer zu bringen. Bis dahin kann ich Ihnen nicht sagen, daß Sie hoffen sollen."

Diesen Worten, welche zärtlich und überredend einem rothen lächelnden Mund entfielen, mußte der Marquis nothwendig durch neue Liebesbetheuerungen antworten. Er hatte daher in Alles gewilligt. Man hatte sich über die materiellen Schwierigkeiten dieses großen Unternehmens verständigt, indem man beschloß, Allem zu trotzen, um schon am nächstfolgenden Tage um fünf Uhr Nachmittags abzureisen. Zu dieser Stunde sollte nämlich Jedes sein Hotel verlassen und gegen sechs Uhr wollte man sich einige Lieues von Paris entfernt, unter dem Himmel der Unabhängigkeit, den Kuß des Wiedersehens geben. Vor allen Dingen aber hatte der Marquis an Garnon geschrieben, daß er sich den nächstfolgenden Tag Mittag in seinem Hotel einfinden solle.

„Meister Garnon," sagte mein Großvater mit gutgelaunter Miene, als der Juwelier ihm gegenüber Platz genommen hatte, „ich brauche zwei Dinge von hohem Preise — erstens den schönsten Schmuck, den Sie jetzt fertig haben, und zweitens die tiefste Verschwiegenheit über den Verkauf, den Sie mir machen werden und den ich Ihnen in schönen Thalern baar bezahlen werde."

„Mein Herr Marquis," antwortete der Juwelier, „ich habe in diesem Augenblick gerade etwas, was die Laune eines Königs befriedigen könnte. Was meine Verschwiegenheit betrifft, so haben Sie dieselbe schon zuweilen auf die Probe gestellt und niemals glaube ich — Sie wünschen diesen Schmuck in Brillanten?"

„Ja, Meister Garnon, in schönen Brillanten."

„Ich glaube zu haben, was Ihnen conveniren wird. Etwas ganz Prachtvolles! Gold, grün emaillirt, mit anbetungswürdigen kleinen ciselirten Verzierungen an den Rändern. Der Diamant macht hierauf ganz den Effect der Sonne."

„Sehr schön, sehr schön!"

„Aber vielleicht wünschen Sie ein Diadem?"

„Allerdings," sagte Gaston lebhaft, indem er an das prachtvolle schwarze Haar der Marchesa dachte.

„Zum Teufel!" hob der Juwelier wieder an, „gerade jetzt habe ich in diesem Artikel nichts, was schön genug wäre, um es dem Herrn Marquis anbieten zu können. Allerdings kann ich in kurzer Zeit ein Diadem, so wie ich es träume, zusammensetzen lassen und ich würde Sie, gnädiger Herr, sehr bald zufriedenstellen können. Ich werde zu diesem Zwecke einen prachtvollen Stein vom reinsten Wasser und von bewundernswürdiger Größe fassen lassen, gerade wie den, welcher das Hochzeitsdiadem der Frau Marquise von Maubreuil schmückte. Er sieht diesem so vollkommen gleich, daß, als man ihn mir zum Verkauf anbot, ich einen Augenblick lang glaubte, es sei derselbe."

„Das ist nicht möglich!" rief der Marquis.

„Es wäre nicht möglich?" fuhr Meister Garnon fort. „Ich habe gleichwohl schon dergleichen außerordentliche Zufälle erlebt. Uebrigens glaube ich, daß der Diamant der Frau Marquise der schönere ist, und wenn ich den Herrn Marquis bitten dürfte, mir einen Vergleich zu erlauben — denn ich habe den Diamant, den ich Ihnen anbiete, bei mir — so könnte ich —"

Ohne ein Wort zu sprechen und ohne weiter auf Etwas zu hören, erhob sich Gaston. Von einer sonderbaren Unruhe ergriffen, eilte er in den Corridor, welcher das Zimmer seiner Gemahlin

von dem seinigen trennte, und einige Minuten später erschien er wieder mit einem kostbaren Schmuckkästchen in der Hand.

„Vergleichen Sie,“ sagte er.

Der Juwelier öffnete das Schmuckkästchen mit einer gewissen Hast, die dem Marquis auffallen mußte.

„Nun, mein Herr?“ sagte dieser, „so reden Sie doch! was sagen Sie dazu?“

Meister Garnon hielt das Diadem in der Hand und schwieg.

„Hören Sie mich?“ rief Gaston im Tone des Zornes.

„Mein Herr Marquis,“ sagte der Juwelier endlich stammelnd, „ich glaube, der Diamant, den ich Ihnen verkauft habe, ist durch einen böhmischen Stein ersetzt worden, der so schön ist, daß er alle Augen täuschen kann, nur nicht die meinigen.“

„Sie lügen, Garnon! das ist nicht möglich! Sie irren sich — Sie lügen, sage ich Ihnen.“

„Darauf habe ich nichts zu entgegnen, Herr Marquis. Seit vierzig Jahren habe ich tagtäglich Juwelen unter den Händen und kann mich nicht auf so gröbliche Weise irren.“

„Entschuldigen Sie, Herr Garnon,“ hob der Marquis in sanfterem Tone wieder an, indem er seine Kaltblütigkeit wiederzugewinnen suchte. „Und nun verlassen Sie mich, wenn ich bitten darf — ich wünsche allein zu sein.“

„Und wegen jenes Schmuckes, mein Herr Marquis? Wann wünschen Sie, daß ich wiederkomme, um mich mit Ihnen darüber zu verständigen?“

„Kommen Sie wieder — wann Sie wollen, adieu — adieu!“

Sobald Gaston sich allein sah, riß er wüthend in die Klingel. Maubin kam ganz erschrocken herbeigeeilt.

„Maubin, ist die Marquise wieder nach Hause?“

„Noch nicht. Ich habe schon die Ehre gehabt, dem Herrn Marquis zu sagen, daß sie erst um vier Uhr —“

„Ja, es ist gut — geh!“

„Wenn der Herr Marquis wünschen —“

„Geh, sage ich!“

Gaston zog noch mehrmals die Klingel, um sich nach der Rückkehr der Marquise zu erkundigen; Maubin gab stets dieselbe Antwort und verließ das Zimmer seines Herrn immer erschrockener über die Aufregung desselben.

Endlich, einige Augenblicke nach vier Uhr, hörte der Marquis das Rollen eines in den Hof des Hotels einfahrenden Wagens. Er ergriff das Schmuckkästchen und begab sich in das Zimmer seiner Gemahlin, um diese zu erwarten.

O, in diesem Augenblick war Alles — der zu bestellende Schmuck, die auf fünf Uhr angesetzte Abreise, die Reise nach Italien, die schöne Giuditta — von seinen Gedanken eins so fern als das andere. Darnach kann man sich einen Begriff von der Tiefe seiner Leidenschaft für die schöne Florentinerin machen.

Nach kurzem Warten öffnete sich die Thür des Zimmers und Armande von Haut-Bussy, Marquise von Maubreuil, erschien auf der Schwelle, in dem ganzen Glanze ihrer Jugend, ihrer Anmuth und ihrer makellosen Schönheit.

Als sie ihren Gatten mit verschränkten Armen, zusammengekniffenen Lippen, umwölkter Stirn und sie unverwandt anschauend vor sich sah, blieb sie bestürzt einen Augenblick lang stehen.

„Mein Freund,“ sagte sie endlich, indem sie sich ihm näherte und ihm die Hand bot.

„Madame,“ sagte Herr von Maubreuil so kalt als es ihm möglich war, „erklären Sie mir auf der Stelle, warum anstatt des Diamanten, der dieses Diadem schmückte, Sie sich jetzt, wenn Sie auf den Ball gehen, diesen Kiesel auf die Stirn setzen?“

Armande blieb ruhig. Keine Falte bildete sich auf ihrem schönen Antlitz; keine Furcht malte sich in ihren Blicken.

„Gaston,“ sagte sie in sanftem Tone. „Du mußt sehr leidend sein, daß Du auf diese Weise mit mir sprichst! Erhole Dich. Heute Abend, wenn Du Dich entschließen kannst, bei mir zu bleiben, werde ich Dir die Geschichte dieses Kiesels, wie Du ihn nennst, erzählen, und wenn ich Dir Alles gesagt haben werde, so werde ich es Dir freistellen, mich abermals durch Deinen Zorn zu Boden zu schmettern. Willst Du das?“

„Nein, Madame; ich will augenblicklich alles wissen!“

„Nun so setzen Sie sich, mein Herr. Ihr zudringlicher Zorn verdient, augenblicklich Alles zu wissen. Ich rechne darauf, daß Sie mich nicht unterbrechen.“

Und sich gegen Suzetten wendend, welche eben eintrat, um in eben nicht discreten Absichten ihre Dienste anzubieten, setzte sie hinzu:

„Geh hinaus, Suzette, und sieh zu, daß uns Niemand störe.“

Nachdem sie dies gesagt und die Thür sich wieder geschlossen, setzte meine schöne Großmutter sich zu ihrem Gatten und sagte mit ihrer Silberstimme, die ich als Kind so süß zu hören fand:

„Es sind nun zwei Jahre, Gaston, seitdem Du mich nach Artois, Deiner und meiner Heimath, geführt hast. Auf Deinem alten Schlosse Druon-Sarteville, welches die Maubreuil sich seit Jahrhunderten vom Vater zum ältesten Sohne überliefert, wollten wir den Sommer zubringen. In diesem von unserer wechselseitigen Liebe erfüllten alten Wohnsitz haben wir auch in der That fern von dem Geräusch der Welt glückliche Tage zugebracht! — Seit einiger Zeit gedenke ich derselben mit Wehmuth, wenn ich des Abends allein sitze und Du vielleicht bei Vergnügungen weilst — die ich nicht wissen will.

„Eines Morgens erhieltst Du einen Brief von Paris. Der Chevalier von Kervore, Dein intimster Freund, rief, von Deiner Bereitwilligkeit überzeugt, Dich zu sich, um Dich in einer ernsten Angelegenheit, einer Ehrensache, um Deinen Beistand zu bitten,

Zu meinem großen Bedauern sah ich Dich auch sofort abreisen und ich blieb allein in Sarteville, allein und mit betrübtem Herzen über diese Trennung, die erste seit unserer Vermählung.

„Du weißt, Gaston, als ich Dich, nachdem ich im Kloster erzogen worden, kennen lernte, begann ich Dich naiv und thöricht zu lieben wie nur eine arme kleine Pensionairin lieben kann, die noch keine Weltkenntniß besitzt. Unsere Vermählung führte in meinem Herzen keine Veränderung herbei — im Gegentheile, als Du mich in Sarteville allein ließest, lebte in meinem Herzen noch ganz dieselbe Leidenschaft. Noch diese Stunde -- ich bitte Dich, mich nicht zu unterbrechen — liebe ich Dich noch eben so. Es ist dies einmal ein in mir festgewurzelter Fehler; wenn er Deinem Stolze schmeichelt, so bitte ich Dich, so zu handeln, daß er mir nicht das Herz zerreiße.

„Zu jener Zeit also, auf welche ich Deine Erinnerung zurücklenken will, begann ich viel Thränen zu weinen; dann und weil die Zeit mir immer langsamer zu vergehen schien, suchte ich irgend eine Zerstreuung. Die, mit welcher ich mich noch am meisten befreunden konnte, war dann und wann ein Spazierritt. Von einem Diener begleitet und zuweilen auch allein besuchte ich die Orte, welche wir mit einander durchstreift. Ich hatte Dich nicht mehr an meiner Seite, aber ich fühlte Dich in meinem Herzen, und die Vögel, welche über meine Stirn hinwegflogen, und die Wolken, die über Deine dunkeln Wälder dahinschwebten, wurden unzählige Mal von Deiner armen Gattin beauftragt, Dich zu grüßen und um baldige Rückkehr zu bitten.

„Eines Tages, es war an einem der schönsten des ganzen Sommers, hatte ich allein einen längern Spazierritt gemacht als gewöhnlich und mich ein wenig über die Grenzen Deiner Besitzung hinausgewagt, so daß ich mich bei Sonnenuntergang am Eingange eines Waldes sah, den ich noch nicht kannte.

„Es war eine stille poetische Stunde und ich überließ mich allen Einflüssen, welche mir Ruhe, Hoffnung und Trost brachten. Die Sonne sank unter den hohen dichtbelaubten Bäumen hinab und als ihre Strahlen sich zwischen den Blättern hindurch Bahn zu brechen suchten, war es, als ob die Zweige Diamanten trügen wie in den bezauberten Wäldern eines Feenmärchens. Man hörte in diesem Augenblick nichts als den melodischen Gesang der Vögel, ein sanftes Rauschen in den Zweigen und das geheimnißvolle Murmeln der arbeitenden Vegetation. Ich ließ mein Pferd langsam im Schritt gehen; sein regelmäßiger und sanfter Gang harmonirte mit meinen Gedanken — ich war glücklich.

„Ich werde nie vergessen, was ich damals empfand; zu dieser Stunde, wo Du mich hörest, Gaston, empfinde ich es noch. Plötzlich während ich auf einem breiten Pfade dieses Waldes entlang ritt und an einer alleinstehenden Hütte von ärmlichem Aussehen vorüberkam, hörte ich einen durchbohrenden Schrei, der mir bis in's innerste Herz drang. Es war der Angstruf eines Weibes — der Ausbruch eines unerhörten physischen Schmerzes oder einer furchtbaren Verzweiflung. Ich überlegte nicht, ich zögerte nicht; ich hielt sofort mein Pferd an, ich stieg ab, ich trat in die Hütte."

An dieser Stelle der Erzählung meiner Großmutter, welcher der Marquis begierig zuhörte, ward sie von der Uhr des Zimmers unterbrochen, welche mit dröhnendem Schlage die fünfte Stunde verkündete und, nur für Gaston hörbar, leise hinzusetzte: „Die Marchesa Giuditta erwartet Dich."

Gaston richtete langsam den Kopf empor; er sah seine Gattin an, welche schwieg, als sie ihn so seltsam aufgeregt sah. Seine schöne Stirn runzelte sich ein wenig, er schwieg einen Augenblick, wie um auf die Stimme seines Herzens zu hören, endlich ergriff er die Hand der Marquise und sagte:

„Armande, ich bitte Dich, erzähle weiter!"

„Was ich in dieser Hütte sah, Gaston," fuhr die Marquise fort, „ist nur schwer mit Worten zu schildern. Zuerst gewahrte ich durch das Dunkel, welches sich schon der armseligen Wohnung bemächtigt hatte, hindurch, eine alte, hagere, gerade und unbeweglich stehende Frau. Ihre Hände, welche sie ohne Zweifel zum Gebet gefaltet, schienen herabgesunken zu sein, ohne sich von einander zu lösen und ihr finsteres runzeliges Gesicht, aus welchem kein Blick leuchtete. war von stummer düsterer Verzweiflung verzerrt.

„Dieser halbgeöffnete Mund war es aber nicht, welcher den Schrei ausgestoßen, den ich soeben gehört. Meine Blicke drangen weiter und ich sah auf einem elenden Bett, kaum einen Fuß hoch über dem Boden, eine andere Frau liegen, welche noch jung zu sein schien. Ich näherte mich ihr und berührte sie.

„O Mutter, Mutter! Er ist todt er ist todt! rief sie mit wildem Schluchzen und indem sie zu der Alten zu sprechen glaubte. Er ist todt! er ist todt! O mein Gott!"

„Und die arme Verzweifelnde sank mit der Stirn auf den Rand des armseligen Lagers.

„In diesem Augenblick fiel ein Strahl der untergehenden Sonne durch das schmale Fenster der Hütte auf das Bett und beleuchtete das kalte, weiße Anlitz eines armen kleinen Kindes.

„Dieses war also gestorben und der durchbohrende Schrei, den ich gehört, war auf seinen letzten Seufzer gefolgt.

„Ich fühlte, wie sich mir das Herz zusammenschnürte, und ohne weinen zu können, betrachte ich dieses Leiden, gegen welches keine Hülfe möglich war — das Kind, dessen Seele nicht mehr auf Erden weilte, die Mutter in ihrer wahnsinnigen Verzweiflung, die immer noch unbewegliche und stumme Großmutter und, als Rahmen dieses herzzerreißenden Gemäldes, Alles, was den drückendsten Mangel und eine schon lang andauernde hartnäckige Armuth verrieth.

„Ich war nicht Mutter, Gaston; ich wußte noch nicht, durch

welche Bande des Blutes und der Liebe diese armen kleinen Wesen sich an unsere Seele klammern, aber dieser wilde Schmerz der Mutter, die ich hier ihres Kindes beraubt und diese Leiche küssen sah, bemächtigte sich meiner plötzlich mit allen seinen Qualen. Ich sank auf die Knie nieder, rang die Hände und rief: „O mein Gott, wenn Du mir ein Kind schenktest, dann laß mich vor ihm sterben!

„So lag ich noch auf den Knien, als die Thür sich öffnete und mir in dem von außen einfallenden Lichtschimmer zwei Männer zeigte, von welchen der eine ein Bauer zu sein schien, während der andere bürgerliche Kleidung trug. Da sie Beide nicht das mittlerweile noch dichter gewordene Dunkel mit den Augen durchdringen konnten, so blieben sie einige Secunden lang stehen.

„Bist Du es, Simon?" sagte die alte Frau mit dumpfer Stimme.

„Ja, ich bin es — ich bringe einen Arzt mit, Mutter," antwortete der Bauer.

„Du kommst zu spät, Simon!"

„Ein halberstickter Ausruf entrang sich der Brust des Bauers. Er lenkte seine Schritte nach dem Bett, richtete den Kopf der armen Mutter empor und lehnte ihn an seine Brust, dann ergriff er ihre beiden Hände und sagte:

„Muth, Jeanne, Muth! Er hat es überstanden, der arme Kleine."

„Jeanne aber machte sich aus dieser Umarmung los, umschlang wieder die Leiche ihres Kindes und fuhr fort, leise zu ächzen.

„Der arme Bauer zündete nun eine Lampe an und es dauerte nicht lange, so konnten alle in diesem Sterbezimmer Versammelten einander sehen.

„Nun erst bemerkte man, daß ich da war. Der Mann, welchen man Simon genannt hatte, stammelte eine Frage und rief, als er mich deutlich sah:

„Sie hier, gnädiges Fräulein! — gnädige Frau," setzte er sich verbessernd hinzu.

„Nun erkannte ich ihn ebenfalls.

„Es war Simon Justins, der Sohn eines armen Pächters meines Vaters.

„Als Kinder hatten wir, da wir Beide so ziemlich von einem Alter waren, oft mit einander gespielt, wenn er mit seinem Vater nach Haut-Bussy kam, und wir nannten uns Mann und Frau — in jenem Augenblick des Lebens, wo es weder Rang noch Vermögen, weder Edelmann noch Vasallen giebt, sondern blos zwei Kinder, welche einander Du nennen und sich lieben, beide dem Herrn theuer, beide vor ihm gleich.

„Als er gehört hatte, auf welche Weise ich hierher gekommen war, fragte ich ihn:

„Diese weinende Frau ist wohl die Eurige, Simon?“

„Nein, gnädige Frau, antwortete er, noch nicht. Wir wollten nach der Genesung des armen unschuldigen Kindes hier unsere Hochzeit feiern. Nun wird es geschehen, wenn es Gott beliebt. Ach, meine arme Jeanne!“

„Und Simon näherte sich wieder der unglücklichen Mutter.

„Der Arzt, der bis jetzt noch nicht gesprochen, und der, nachdem er das Kind besichtigt, mich einige Secunden lang unverwandt ansah, wendete sich nun zu mir.

„Ich glaube, sagte er, in Ihnen Armande, die Tochter des Grafen von Haut-Bussy, eines meiner Gönner, zu erkennen. Ist der alte Doctor Garnier, den Sie in Ihrer Kindheit so oft gesehen, Ihnen gänzlich fremd geworden?“

„Ich bot ihm die Hand.

„Welches Unglück und welches Elend!“ fuhr er fort, indem er seine Blicke um sich her schweifen ließ.

„Simon hörte dies und kam plötzlich wieder auf uns zu.

„Ja, Herr Doctor, sagte er, und all dieses Unglück und all dieses Elend sind hier mit dem Tage eingezogen, wo Jeanne's Ver-

führer sich zum ersten Male hier einschlich. Auf diese Weise belohnen sie das Vertrauen, welches man ihnen schenkt, diese Elenden, welche ihr Vergnügen darin finden, uns in's Verderben zu stürzen. O, wenn ich ihn gekannt hätte — den Menschen, der auf diese Weise Jeanne und ihr Kind hat verlassen können, der weder durch sein Gewissen, noch durch Jeanne's Thränen, noch durch den Anblick dieser armen alten blinden Frau gerührt worden — wenn ich ihn gekannt hätte! Jeanne hat niemals seinen Namen genannt, sonst hätte ich ihn umgebracht. Ja, so wahr als mein Vater ein ehrlicher Mann ist, ich hätte ihn ohne Gnade umgebracht! Aber ich habe ihn nie ermitteln können!" fuhr Simon fort. „Ich verzieh Jeannen und liebte ihr Kind. Ich pflegte es in seiner langen Krankheit, das arme unschuldige Wesen. Ich hatte Vertrauen, ich hoffte, daß es wieder genesen würde und daß ich dann meine arme Freundin heirathen könnte. O, wie gern hätte ich für alle gearbeitet, und nun ist es so gekommen! Ach, der gute Gott ist zuweilen doch recht hart!"

„Und die bis jetzt verhaltenen Thränen des wackern Simon brachen unaufhaltsam hervor. Jeanne's ersticktes Schluchzen hörte man nur noch in langen Zwischenräumen. Die auf ihrem Schemel sitzende blinde Alte verharrte in derselben Unbeweglichkeit und beobachtete dasselbe Schweigen.

„Ich weiß nicht, welche Wuth Simons Gedanken plötzlich in ihm entzündeten. Er richtete den Kopf empor und seine Augen funkelten.

„Mutter!" rief er mit den Zähnen knirschend, indem er auf die Blinde zueilte und heftig ihre beiden Hände faßte, „Mutter, Ihr kennt den Namen des Elenden, welcher Eure Tochter in's Unglück gestürzt hat. Ihr müßt ihn mir nennen, Ihr müßt ihn mir sogleich nennen, ich will es!"

„Diese wutherfüllte Stimme erweckte Jeanne aus ihrer Betäubung. Sie richtete sich auf und näherte sich schnell der Lampe. O, wie schön erschien sie mir!

„Mutter!“ rief sie.

„Aber es war zu spät. Die alte Frau hatte schon gesagt:

„Es ist der Marquis Gaston von Maubreuil.“

„Es giebt Worte, welche die Macht des Donners zu besitzen scheinen. So wie dieser Name ausgesprochen ward, trat Alles — Simons Zorn, Jeanne's Schmerz, mein Mitleid für all dieses Mitleid für all dieses Unglück — in den Hintergrund. Die Blicke der beiden Männer hefteten sich auf mich; die unglückliche Verlassene, die mich mit ihrem Fraueninstinkt sofort errieth, betrachtete mich mit wilder Miene, und ich, bleich wie das todte Kind und eben so kalt und unbeweglich, ich fühlte nicht mehr, ich dachte nicht mehr, ich glaubte zu sterben. Eben als meine Augen sich schließen wollten, hafteten sie auf diesem Kinde, welches das Deine war, Gaston, und ich betrachtete es noch einmal, als ich durch die Stimme Simon's aus meiner Betäubung aufgerüttelt ward, indem er zu mir sagte:

„Seien Sie ohne Furcht, gnädige Frau; ich habe die Güte, die ich von Ihrer Familie erfahren, noch nicht vergessen. Alles, was Sie berührt, wird stets heilig für mich sein und wir werden alle für Sie beten. Herr Doctor,“ fuhr der wackere Mann zu dem Arzt gewendet fort, „es ist spät, Sie können uns hier nichts mehr nützen, haben Sie daher die Güte, die Frau Marquise nach Hause zu geleiten!“

„Eine Stunde später, Gaston, war ich wieder in's Schloß zurückgekehrt und sprach noch zitternd von diesem furchtbaren Auftritte mit dem Arzt. Die letzten Worte dieser Unterredung mit dem alten Freunde meines Vaters waren folgende:

„Wir sind also über alles einig. Sie werden jenes Gut kaufen. Sie werden alles in Ihrem Namen und wie für Ihre eigene Rechnung abschließen und unterzeichnen, und ich werde Ihnen, sobald ich nach Paris zurückgekehrt bin, die dazu erforderliche Geld-

summe senden. Sie werden verschwiegen sein; es ist dies eine der Tugenden Ihres Berufs und ich rechne darauf. Sie werden gewandt zu Werke gehen, darauf rechne ich ebenfalls, und Sie werden ein gutes Mittel zu finden wissen um Simon und seine Frau zur Annahme dieses kleinen Grundbesitzthums zu bewegen. Alles würde zurückgewiesen und mein Plan vereitelt werden, wenn die armen Leute in allem diesem die Einmischung des Marquis vermuthen könnten. Vergessen Sie das nicht, Doctor. Richten Sie auch anderseits Alles so ein, daß mein Gemahl nichts davon erfahre. Ich übe vielleicht eine gute That, ich hoffe es; aber ich wünsche, daß Sie, der Sie mir dieselbe vollbringen helfen, eben so wenig davon sprechen als ein Beichtvater von einem ihm gestandenen Fehltritt sprechen würde!

„Der alte Arzt ließ sich hierauf ein Pferd satteln und machte sich auf den Weg nach Arras, von wo Simon ihn geholt hatte.

„Du kamst nach Sarteville zurück, Gaston. Durch Deine Freundlichkeit und Liebe zerrissest Du allmälig den Schleier der Melancholie, in welchen die zu meiner Kenntniß gekommenen Ereignisse mein Herz gehüllt hatten. Es ist dies alles ja vor unserer Vermählung geschehen, sagte ich oft bei mir selbst; er kannte mich noch nicht — ich kann ihm deshalb nicht grollen! — Aber meine Eifersucht ward selbst durch die Vergangenheit erweckt. Die schöne Jeanne, welche durch Dich Mutter geworden, beunruhigte meine Nächte. Endlich schenktest Du meinen Bitten Gehör; Du willigtest ein, Sarteville noch vor dem Herbst zu verlassen und wir reisten nach Paris ab.

„Sobald wir einmal hier angelangt waren, war ich vor allen Dingen bedacht, das dem Doctor Garnier gegebene Versprechen zu erfüllen. Um Dir immer schön zu erscheinen, hatte ich seit meiner Vermählung viel für meine Toilette aufgewendet. Ich war deshalb für den Augenblick sehr arm und wollte doch Dich

nichts merken lassen. Deshalb begab ich mich eines Tages zu einem verschwiegenen Juwelier, verkaufte den schönsten Diamant meines Schmuckes und ließ ihn durch einen unächten Stein ersetzen. Mit dem Erlös bezahlte ich das Gut, welches Simon und Jeanne gegenwärtig bewohnen.

„Dies ist meine Beichte. Befragen Sie sich, mein Herr, und sehen Sie zu, ob Sie mir Absolution ertheilen können.“

Gaston kniete, ohne ein Wort zu sprechen, vor Armande nieder, barg die Stirn in den Falten ihres Gewandes und weinte.

„Armande,“ sagte er endlich, „Du mußt alles erfahren. Sieh, jetzt schlägt es sechs Uhr. Wirst Du wohl glauben, daß ich auch heute wieder im Begriff stand —“

„Ich will nichts wissen,“ hob meine liebenswürdige Großmutter wieder an, indem sie sich zu ihrem Gatten herabneigte, um ihm die Augen zu trocknen. „Ich will blos geliebt werden und Dich mit Vertrauen lieben; ich will, daß man jenen Kiesel aus meinem Diadem nicht wieder entferne. Für mich, Gaston, ist er mehr werth als ein Diamant, denn er erinnert mich an das Glück einer Familie.“

Gaston war aufgestanden und hatte wieder neben seiner Gattin Platz genommen. Diese barg jetzt ihr Antlitz an seiner Brust und sagte:

„Noch eins, lieber Freund. Voriges Jahr wünschte ich nicht, daß wir den Sommer in Sarteville verlebten. Ich fürchtete, Gaston, daß Du Jeannen begegnen könntest — und siehst Du, Jeanne ist sehr schön. Heute kann ich Dir alles sagen und mit Dir alles wollen, denn ich kann Dir gleichzeitig ein Geheimniß offenbaren, welches mich stolz und Deines Herzens sicher macht. Mein Freund, erst heute weiß ich, wie man den Mann liebt, durch den man Mutter geworden ist.“

„Armande, meine Armande, mein Weib!“ rief Gaston mit

dem Ausdruck hoher Freude; „es wird eine Tochter sein, ein Engel wie Du!“

„Nein, Gaston,“ entgegnete Armande; „es wird ein Sohn sein, brav und schön wie Du.“

Und so wollte es Gott auch, denn sie gebar einen Sohn — Raoul von Druon-Maubreuil, meinen Vater.

Mariens Gelächter.

Eine phantastische Erzählung.

1.

Ebenso wie man im Leben nur eine einzige wahrhafte Liebe hat, sagte der alte Mann, von dem ich diese Geschichte hörte, eben so hat man vielleicht auch nur einen einzigen wahren Freund. Der Freund, den ich hatte, hieß Joseph Moranges. Er war ein merkwürdiger Mensch. In seinem dreißigsten Jahre — es war dies vor zwei Jahren — zeigte er einen Charakter, der schon von einem wirklichen Ernste durchdrungen war. Dies hatte seinen Grund vielleicht in den gründlichen Studien, die sein Beruf nöthig machte, in der hohen Achtung, die er gegen denselben hegte, in seiner fortwährenden Berührung mit den socialen Wunden, denn er war Advocat. Vielleicht lag der Grund auch in seinem eigenthümlichen angeborenen Wesen. Beide in einer und derselben Stadt geboren und beide von demselben Alter, zählten wir noch nicht sechzehn Jahre, als eine grausame Epidemie uns gleichzeitig zu Waisen machte. Nachdem wir auf einem und demselben Collegium unsere ersten Studien gemacht, begaben wir uns mit einander nach Paris, er, um sich zum Juristen, ich, um mich zum Arzt zu bilden. Ich bin nämlich der Doctor Fauvel, und Sie, mein Herr? setzte er sich unterbrechend hinzu, um zu erfahren, mit wem er spräche.

Ich befriedigte seine Neugier und sagte dann:

Entschuldigen Sie, wenn ich mir eine Frage erlaube. Ihre Worte fesseln meine ganze Aufmerksamkeit und ich glaube richtig gehört und verstanden zu haben, daß Sie und Ihr Freund von einerlei Alter seien. Nun aber sagten Sie auch, Herr Moranges habe vor zwei Jahren ungefähr dreißig Jahre gezählt.

Und Sie können, indem Sie mich sehen, nicht glauben, daß ich jetzt auch nicht mehr als ungefähr zweiunddreißig Jahre zähle, nicht wahr? Ich begreife Ihr Erstaunen, mein Herr; ich finde es ganz in der Ordnung, wenn man Ihnen sagt: Dieser Mann mit dem dünnen grauen Haar, mit der runzeligen Stirn und dem gelben hageren Gesicht, der sich unter der Last der Jahre zu beugen scheint, zählt nicht viel über dreißig Jahre. — Und doch ist dem so, und wenn die Welt, welche sich darüber wundert, das Leben des jungen Mannes, an dessen Stelle in mir der Greis getreten ist, wüßte, so könnte sie daraus ernste Lehren schöpfen und lernen, was man einem kahlen Haupte schuldig ist.

Vor zwei Jahren war mein Freund Joseph ein mit Recht geachtetes Mitglied der Pariser Juristenwelt und gleichzeitig ein in der Gesellschaft sehr gesuchter und bei den intelligenten Köpfen, welche den Staat regieren, sehr beliebter Mann. Mit einer feurigen edlen Seele, einem anbetungswürdigen Herzen verband Moranges ein sicheres Urtheil und einen umfassenden Geist.

Ueberdies besaß er auch viele äußere Vorzüge. Er war groß und seine ganze Gestalt hatte etwas Edles und Distinguirtes. Seine sonore Stimme drang in ihrem biegsamen Wohllaut zu Aller Herzen. Unter seiner breiten und hohen, mit vollem schwarzen Haar gekrönten Stirn glänzten zwei große blaue Augen, die, wenn er vor dem Tribunal auftrat, das Gewissen der Richter erleuchteten und ihm überall Sympathien erweckten. Seine lebhaft rothen und etwas starken Lippen hatten jenen Ausdruck wahrer

Herzensgüte, der sich in einem unnachahmlichen Lächeln offenbarte.

Alles an diesem Manne pries sein Lob.

Ich bin Ihnen dankbar dafür, daß Sie mir glauben, junger Mann, und nicht das von mir mit so viel Vorliebe gezeichnete Portrait belächeln, wie viele Leute thun würden, die eine so schöne Verschmelzung von Vorzügen nicht begreifen können und bei meinem Freund sofort irgend eine große verborgene Unvollkommenheit voraussetzen würden.

Und leider wäre dies auch nur zu wahr. Etwas wirklich Vollkommenes ist einmal nicht von dieser Welt; ich glaube, man darf es nur in reineren, höheren Sphären suchen.

Ich muß deshalb hier gestehen, daß bei meinem guten Joseph ein betrübender und noch dazu sehr wenig verborgener Mangel der Harmonie seiner Vorzüge bedeutenden Eintrag that.

Da diese Unvollkommenheit einen wichtigen Einfluß auf das Leben meines Freundes äußerte, da sie sogar über sein Schicksal entschied, so kann ich, trotz meines guten Willens, in Bezug auf einen einfachen physischen Mangel kein freundschaftlich nachsichtiges Schweigen beobachten, während ich zugleich nicht weiß, welcher Umschreibung ich mich bedienen soll, um Ihnen deutlich zu sagen, was meinem Freund Moranges fehlte, ohne Ihre Lachlust rege zu machen. Es ist dies in der That gleichzeitig traurig und grotesk.

Ich sehe in Ihren Augen lebhafte, gespannte Neugier. Ihre Phantasie wird ungeduldig und durchläuft mit furchtbarer Schnelligkeit die lange Reihe menschlicher Gebrechen.

Doch genug der Vorsicht und der Umschweife. Ich will Sie nicht länger rathen lassen, denn wenn ich Sie für meine Geschichte interessiren will, so ist es auch unumgänglich nothwendig, daß Sie erfahren, was den Hauptknoten derselben bildet.

Sie werden bemerkt haben daß ich hinsichtlich der physiognomischen Vorzüge meines lieben Joseph in ziemlich genaue Einzelnheiten eingegangen bin, aber als ich Sie sogar von seinem Haar, von seinen Augen und so weiter unterhielt, ist es Ihnen vielleicht aufgefallen, daß ich in Bezug auf jenen hervorragenden Theil unseres Gesichts, welchen man gewöhnlich die Nase nennt, gänzliches Schweigen beobachtete.

Ich muß Ihnen jetzt sagen, daß ich dazu vollwichtige Gründe hatte. Hierin lag nämlich im vollen Glanze seiner Lächerlichkeit der Mangel der Zierde, auf welche die Pariser Juristenwelt sonst so stolz war.

Und dennoch besaß Joseph, wie ich nicht unterlassen darf zu bemerken, eine Nase von römischer Form, welche auf einer interessanten anziehenden Physiognomie eine strenge und reine Linie beschrieb. Unglücklicherweise aber bemerkte man an der Spitze der Nase, auf der linken Seite, einen indiscreten Auswuchs, welcher — verzeihen Sie diesen trivialen Vergleich — sehr große Aehnlichkeit mit einer kleinen Kartoffel hatte. Dieses Anhängsel schien nur mittelst einer dünnen Faser an dem Gesichtswinkel zu haften, aber ich als Arzt wußte, daß dieses anscheinend schwache Band ein verirrter Nerv war und daß das kleine Gewächs und die Nase meines Jugendfreundes für immer gute Nachbarn bleiben müßten.

Die Gefühle von Achtung und Liebe, welche das Herz und der Charakter dieses Mannes einflößten, waren aber dennoch von der Art, und wenn er sprach, so besaß seine Stimme eine so hinreißende Gewalt und der Ausdruck seiner Züge war ein so edler, daß das Lächeln derer, welche ihn zum ersten Male sahen, bei seinem ersten Worte, bei seinem ersten Blick von ihren Lippen entfloh, um nur in sanfter und freundschaftlicher Gestalt wieder darauf zurückzukehren.

Bis jetzt, mein Herr, sehen Sie nicht ein, inwiefern die Analyse der Nase meines Freundes mit jener schwarzen Dame zusammenhängt, welche in der Mitte dieses Balles Sie so lebhaft interessirt und deren Geschichte ich Ihnen erzählen will, indem ich freilich etwas weit aushole — doch nur Geduld, ich komme darauf.

Eines Tages, als Joseph von der Bibliothek Sainte Geneviève zurückkehrte, blieb er plötzlich an der Ecke einer kleinen Gasse stehen, welche auf den untern Theil der Rue de la Harpe ausmündet. Er hatte so eben zwei junge Mädchen gesehen, deren Aehnlichkeit zwei Zwillingsschwestern verrieth.

Beide waren ziemlich armselig gekleidet, beide weinten und mischten ihre Thränen in häufigen schmerzerfüllten Umarmungen. Sie schienen dreizehn oder vierzehn Jahre zu zählen.

Dem stets bereitwilligen menschenfreundlichen Triebe seines Herzens folgend, nähert Joseph sich den armen Kleinen, bückt sich, trennt sie, faßt sie bei den Armen, als ob es seine Schwestern gewesen wären, ohne sich um die Blicke der Umstehenden zu kümmern, die einen Augenblick vorher die weinenden Zwillingsschwestern gar nicht einmal bemerkt haben würden. Dann sagte er zu den beiden nicht wenig erstaunten Mädchen:

„Sucht Ihr vielleicht mich, lieben Kinder? Laßt hören, was wollt Ihr?"

„Sind Sie Arzt, mein Herr?" sagte eine der beiden Schwestern zu Joseph.

„Nein, meine lieben Kleinen; wenn Ihr aber einen Arzt sucht, so hat die Sache wahrscheinlich große Eile und wir wollen daher vor allen Dingen einen ausfindig machen."

Mit diesen Worten nimmt Moranges die jungen Mädchen bei der Hand und macht sich so mit ihnen auf den Weg zu mir oder zu sich, wie Sie wollen, denn wir wohnten beisammen, Rue Saint André des Arts.

Unterwegs hört er von den armen Kindern, daß sie schon nach einander bei sechs Aerzten gewesen sind, ohne Gehör zu finden; daß ihre Mutter im Sterben liegt, und daß sie, die armen kleinen Wesen, Hunger haben.

„Philipp," rief Moranges, als er in unser Zimmer trat, „ich habe Justin nach einem Wagen geschickt und Du wirst, sobald dieser kommt, mit mir und diesen armen Kleinen, deren Mutter leidend ist, hineinsteigen."

Ich saß gerade in einem fürchterlichen Negligé, dem Negligé eines Gelehrten. Ich kleidete mich rasch an, obschon Moranges mich lieber gleich, so wie ich war, mitgenommen hätte.

Während ich einen Rock anzog, eilte er an unsern Speiseschrank und improvisirte selbst in der Abwesenheit Justins, eines andern alten Freundes und unseres einzigen Dieners, einen Imbiß für seine Schützlinge.

Alles dies geschah sehr rasch, wie Sie sich denken können, denn wir wußten, daß eine Leidende unsrer harrte. Eine Viertelstunde später stiegen wir unser fünf, denn Justin konnte uns nützlich sein, wir stiegen, sage ich, die sechs Treppen eines finstern Hauses in der Rue du Foin Saint Jacques hinauf.

Die Mädchen gingen zuerst hinein, um die Kranke zu umarmen und ihr zu sagen, was ihnen begegnet war. Sodann trat ich ein und erblickte, am Bett der armen Kranken sitzend, eine schöne junge Dame von achtzehn Jahren, die jüngste Tochter des Barons von Pombeuil, eines meiner Clienten.

„Sie hier, Fräulein Marie? Wie kommt das?" fragte ich, während ich der Kranken an den Puls fühlte.

„Ein Zufall, den ich segne, hat mich hierher geführt," antwortete Fräulein von Pombeuil. „Unter diesem Zimmer wohnt ein armer, beinahe an allen Gliedern gelähmter alter Soldat, den ich alle Monate besuche."

„Ich verstehe, Fräulein Marie," sagte ich, „Sie kommen —"

„Heute," hob sie, ohne mich ausreden zu lassen wieder an, „heute sagte mein Veteran, er höre seit einigen Tagen in dem Zimmer über dem seinen unterdrücktes Stöhnen und schluchzende Kinderstimmen — ich ging herauf und —"

„Sie sind ein braves, gutes Kind, Fräulein Marie," sagte ich zu ihr, „und Sie werden einmal glücklich werden."

Ich neigte mich nun über die Kranke, um sie zu befragen. Die Kinder und Fräulein von Pombeuil beobachteten mit Angst und Spannung den Ausdruck meines Gesichts. Mittlerweile war auch Moranges, von Justin begleitet, eingetreten.

„Ich bin noch zur rechten Zeit gekommen," sagte ich endlich. „Der Fall ist ein ernster, aber Dank dem Himmel und dem guten Herzen, liebe Frau, stehe ich jetzt für Ihr Leben Allen, die sich dafür interessiren."

Von einer und derselben Bewegung getrieben, sanken die beiden Zwillingsschwestern zu meinen Knien nieder. Meine Worte erfüllten sie wieder mit der Hoffnung, die sie bereits aufgegeben hatten.

Fräulein von Pombeuil ergriff eine meiner Hände und drückte sie, Freund Moranges ergriff die andere und in diesem Augenblick durch mich vereinigt, sahen Marie und Joseph einander zum ersten Male.

Im Hintergrunde des Zimmers legte Justin einen von ihm wohlweislich mitgebrachten Vorrath von Wäsche in einen Schrank. Er weinte nicht wie alle diese jungen Leute, mein wackerer Justin — er war an dergleichen Dinge gewöhnt.

Ich dachte, während ich mich an dieser Scene weidete, zugleich an die sechs Aerzte, meine Collegen, deren Hülfe die beiden weinenden Schwestern vergeblich angefleht hatten.

Es ist mit den Eindrücken, die das menschliche Herz empfängt,

ein seltsames Ding. Der Augenblick, den ich Ihnen erzähle, hatte sicherlich etwas Feierliches, Tiefempfundenes, und wir alle waren gerührt; in dem Augenblick aber, wo Joseph Moranges und Marie von Pombeuil die Augen auf einander richteten, ließ meine junge schöne Marie, meine makellose Jungfrau, mein Wohlthätigkeitsengel, ein so lautes herzliches Gelächter erschallen, daß, so zu sagen, das ganze alte Haus davon erbebte.

Sie hatte die Nase meines Freundes bemerkt.

Joseph seinerseits war durch die reine Schönheit des Fräuleins von Pombeuil in eine förmliche Ekstase versetzt worden. Das wunderschöne Gelächter aus rosigem Munde störte ihn keineswegs, und als Marie ganz verlegen sich Einhalt that und erröthend die Augen niederschlug, sagte er in ernst freundlichem Tone zu ihr:

„Ich wünsche mir aufrichtig Glück, mein Fräulein, daß Sie etwas an mir finden, was Sie einen Augenblick lang von den traurigen Gedanken abzieht, die durch das Unglück dieses Hauses in Ihnen wahrscheinlich erweckt worden sind.“

Marie wollte einige Entschuldigungen stammeln; unglücklicherweise richtete sie zugleich das Gesicht empor und als ihre Augen abermals der lächerlichen Eigenthümlichkeit begegneten, welche der Advocat nicht verbergen konnte, war sie nicht im Stande, einen neuen Ausbruch von Gelächter zu unterdrücken, der nicht weniger heftig war als der erste.

Noch niemals ohne Zweifel hatte die armselige Dachstube, in der wir uns befanden, eine solche Heiterkeit beherbergt.

Ich weiß nicht, welche sanfte Antwort Joseph auf diesen zweiten Ausbruch von Heiterkeit gab — ich entsinne mich blos, daß sein Herz sich dadurch nun doch ein wenig verletzt fühlte.

Ich hatte ein Recept geschrieben und Justin damit in die Apotheke geschickt. Mittlerweile und in einem Augenblick, wo

Marie sehr beschämt und Joseph wieder ernst wie gewöhnlich. Schweigen beobachteten, betrachtete ich das Zimmer, in welchem wir uns befanden.

Welcher Mangel hatte sich desselben bemächtigt! Welche verschämte, aber dennoch furchtbare Armuth! Hier und da an den Wänden verriethen leere Nägel den nothgedrungenen Verkauf vielleicht werthgehaltener Gemälde. Außerdem sah man zwei durch die Zwillingsschwestern noch sauber und blank gehaltene Stühle, einen schmalen wackelnden Tisch, den man ohne Zweifel bei dem Verkaufe anderer besserer Möbels mit eingetauscht; ein elendes Bett, in welchem die unglückliche Mutter lag, und in einem Winkel eine Matratze ohne Decke für die beiden Schwestern.

In dem Kamin sah man schon seit langer Zeit kalt gewordene Asche, oben darüber eine einzige Porzellanvase und in derselben auf dem Moose einen Strauß von Orangeblüthen, die züchtige Erinnerung schöner entschwundener Tage. Daneben, beinahe in dem Moose verborgen, befand sich ein Ring, ein mit einem schmalen schwarzen Bande umwickelter Brief und ein St. Ludwigskreuz.

Ueber dem Bett hing ein kleines messingenes Krucifix, zu welchem viel tausendmal gebetet worden sein mochte, und über diesem wieder ein großes Gemälde, ohne Zweifel ein Portrait, mit einer doppelten grünen Gaze verhüllt, welche es für fremde Augen unsichtbar machte.

Dies war Alles. Diese Dachstube enthielt weiter nichts mehr als einige Stücke Holz ohne Werth und Erinnerungen, diese unschätzbaren Reichthümer, welche man niemals verkauft und in deren Mitte man endet, geizend mit der Vergangenheit, wenn die Gegenwart das Grab ist und die Zukunft Gott.

Einen Monat nach dieser ersten Unterredung begegneten Marie und Joseph, die diesmal einander kannten, sich abermals

und wo? — In einem kleinen hübschen Wäschmagazin, an dem Tage, wo Madame Esmond sich mit ihren Töchtern hier einrichtete.

Die arme Mutter war schnell wieder genesen, zum Theil durch die Medicin, zum größten Theil aber durch die Liebe, welche sie von ihren Kindern, von Marien und von Moranges erfahren, welchen letzteren ich dem Baron vorgestellt hatte. Dieser hatte die Kranke in sein Haus übersiedeln lassen und ihr nach ihrer Herstellung die Mittel zur Begründung eines kleinen Geschäfts vorgestreckt.

Im Laufe des eben verflossenen Monats hatten daher die beiden jungen Leute sich einander häufig gesehen, entweder bei Herrn von Pombeuil oder in der Gesellschaft, wo ich es mir zum Vergnügen machte, sie zusammenzuführen. Mittlerweile war es oft geschehen, daß Marie über meinen armen Joseph oder vielmehr über sein physiognomisches Gebrechen laut gelacht hatte. Ich rechnete aber auf die Gewohnheit als auf das wirksamste Mittel gegen diese thörichte Heiterkeit. Auch war es schon sehr oft geschehen, daß das schöne Kind, durch Moranges bezaubernde Worte gefesselt, in seiner Gegenwart gut und ruhig geblieben war.

Was mich betraf, so sah ich ohne Unruhe sich zwischen ihnen eine zärtliche Zuneigung entwickeln, denn ich kannte ihre Gemüther bis auf den Grund und ich wollte ihr Glück. Uebrigens hatte ich, meinem Gewissen gehorchend, eines Tages Mariens Vater in Kenntniß gesetzt und Herr von Pombeuil hatte mir geantwortet:

„Ach lassen wir doch Gott seine Menschen führen wie er will. Ich kenne Ihren Freund Moranges als einen edlen jungen Mann. Allerdings ist er arm, aber er ist ein streng rechtschaffener und ehrlicher Mann. Und übrigens bin ich reich genug für zwei. Ich bin sogar reich genug für drei, Doctor — das bitte ich Sie beiläufig nicht zu vergessen.“

Sie müssen nämlich wissen, mein Herr, daß Mariens Vater unter andern Manien auch die hat, zu glauben, daß er mir das Leben verdanke.

„Laßen Sie das nur gut sein,“ sagte er schließlich;“ hindern wir die Kinder nicht, sich zu lieben — wir werden sie schon zu uns kommen sehen!“

Gontrand Anatole von Haugevilliers, Baron von Pombeuil, war der letzte Sprößling einer alten Familie der Dauphiné. Unermeßlich reich, seit fünfzehn Jahren Wittwer, sah er den Herbst seines Lebens friedlich dahinfließen in der Nähe Mariens, seines letzten Kindes, des einzigen, welches ihm geblieben war. Er war ein Mann von gutem Herzen, biederer Gesinnung, einfachen Manieren, oft rauh in seiner Ausdrucksweise und sehr leicht zum Zorne geneigt. Mit einer tiefen Ehrfurcht für den alten Adel verband er glücklicherweise auch eine lebhafte Bewunderung für jeden dem Volke entstammenden Ruhm und war stets bereit, jeden socialen Fortschritt mit Sympathie zu begrüßen. Er verstand seine Zeit und liebte sie. Er war, mit einem Worte, ein edler Mann; treu seinem Gott und seinem Vaterlande, ermuthigte er die Künste und verehrte ganz besonders — vielleicht vor allem — seine Tochter Marie als die Verkörperung seines irdischen Glücks.

2.

Auf diese Weise — fuhr der Erzähler fort — auf diese Weise vergingen die Tage und brachten meinen Schützlingen süße Verheißungen von Glück für die Zukunft.

Marie war glücklich; von Joseph kann ich nicht ohne Einschränkung dasselbe sagen. Keine Wolke hätte den Azur seines Himmels getrübt, kein Hauch hätte die Spiegelfläche des Sees gekräuselt, auf welchem seine Hoffnung sich wiegte, kein Dorn hätte sich in die Rosen seines grünen Frühlings gemischt, wenn

das thörichte Kind, welches er liebte, sich ein wenig mehr zu beherrschen gewußt hätte; leider aber hörte Mariens Lachen nicht auf.

In Folge einer beinahe verhängnißvollen Eigenthümlichkeit war das Gebrechen meines guten Joseph sogar das einzige geworden, was im Stande war, ihre Heiterkeit auf so laute Weise zu erwecken. Wenn zufällig drei Abende bei dem Baron in Ruhe und gemüthlicher Unterhaltung vergingen, war Moranges entzückt bis in den dritten Himmel. Er umarmte mich, wenn er nach Hause kam, und rief mit kindischer Freude:

„Nun ist es gut, Philipp; nun ist es wirklich gut. Sie lacht nicht mehr, sie wird nicht mehr lachen; ich bin glücklich.“

Und ich, der ich seine Hoffnung theilte, ich, der ich damals beinahe schon so alt war wie gegenwärtig, ich sagte zu ihm wie zu meinem Sohn:

„Wohlan, Joseph, mein Junge, wenn wir artig sind, so wird der alte Doctor bei dem alten Baron für Dich um die schöne Lacherin anhalten und bald wird Philipp alle Abende allein nach Hause gehen müssen.“

Hierauf umarmte Joseph mich nochmals, so daß er mich beinahe erwürgt hätte, und wir legten uns sehr zufrieden zu Bett.

Am nächstfolgenden Abend, in dem Augenblick, wo Moranges in den Salon des Herrn von Pombeuil trat, empfing Marie ihn mit lautem Gelächter, welches sich im Laufe des Abends noch mehrmals wiederholte. Der Baron stampfte mit dem Fuße ohne etwas zu sagen. Joseph litt im Stillen. Ich, ich dachte nach.

Dann, wenn wir uns wieder allein sahen, weinte mein armer Freund trostlos in meinen Armen und wenn ich zu ihm sagte: „Muth, Joseph, die Gewohnheit wird kommen, die Gewohnheit, diese einzige wahre Macht der Welt, dieser große Arzt, dieser beste Balsam für alle Uebel!“ wenn ich ihm dies sagte, glaubte er mir nicht mehr.

So wie Joseph Marien immer mehr lieben lernte, bereitete das Gelächter dieser, indem es ihm wie tausend spitzige Nadeln in's Herz drang, ihm immer grausamere Qualen.

Er sah sie jetzt alle Abende und jeder seiner Tage verging in der schmerzhaften Unruhe, womit er den Augenblick ihrer Vereinigung herbeiwünschte und doch auch zugleich fürchtete.

Und dennoch liebte Marie ihn wie nur ein so keusches und edles Herz wie das ihrige lieben konnte, nämlich für ihr ganzes Leben! Bei einer Unterredung unter vier Augen, wo ihr Vater versucht hatte, in ihrem Herzen zu lesen, hatte sie blos geantwortet:

„O, wenn er mit einer kleinen wetterwendischen Närrin wie ich zufrieden sein will, dann wirst Du eine sehr glückliche Tochter haben, mein guter Vater."

So standen die Dinge, als ein wichtiger Auftritt bei dem Baron stattfand. Es war eines Abends am Kamin. Wir waren nur unser vier im Salon. Marie, die seit fünf Tagen nicht ein einziges Mal über ihren Anbeter gelacht und ihn an diesem Abend mit freundlichem heiteren Lächeln empfangen hatte, bereitete den Thee. Der Baron nahm das Wort.

„Ehe ich meine Partie mit dem Doctor beginne," sagte er, „und Du, Marie, mit Herrn Joseph das Duett, um welches ich Dich gebeten habe, singst, habe ich mit Moranges einige Worte in einer Geschäftssache zu sprechen. Bleiben Sie, bleiben Sie, Fauvel. Es wird gut sein, wenn Sie der Conferenz beiwohnen, und Du, auch Kind."

Der junge Advocat nahm dem Baron gegenüber Platz.

„Mein bester Herr Moranges," hob Mariens Vater an, „ich möchte Sie bitten, in einem wichtigen Prozesse mein Anwalt zu sein. Es handelt sich um das Schloß und die Herrschaft Mauvilly, welche dem Rechte nach mir zufallen müssen, während mein Cousin, der Vicomte von Foerneuil, sie mir streitig macht. Dieses Besitzthum ist hunderttausend Thaler werth, aber sein Werth ist nicht

das, was mich am meisten beschäftigt. Ich liebe Mauvilly, weil ich dort schöne Tage verlebt, weil ich mich dort vermählt habe, weil meine Tochter dort geboren ist, weil ich es ihr einmal hinterlassen will, weil ich dort mein Leben zu beschließen gedenke — mit einem Worte, ich will Mauvilly, Sie verstehen mich schon. Heute Morgen habe ich Ihnen ein Packet Papiere zugeschickt, unter welchen Sie vollgiltige mein Recht beweisende Urkunden gefunden haben werden. Ohne Zweifel haben Sie dieselben schon geprüft. Wohlan, mein lieber Moranges, nehmen Sie diese Sache in die Hand, betreiben Sie dieselbe mit Eifer, schlagen Sie diesen kleinen Foerneuil aus dem Felde, erhalten Sie uns Mauvilly und Mariens Hand gehört Ihnen."

„Mein bester Herr Baron von Pombeuil," sagte Joseph mit seiner schönen sonoren Stimme, die ich so gern hörte, „ich habe oft Verbrecher vertheidigt,von welchen ich wußte, daß es Verbrecher waren, von deren Strafbarkeit ich mich überzeugt. Der Gefallene, gegen welchen die ganze Gesellschaft sich erhebt, braucht eine Stütze, er braucht einen letzten Freund, der ihn noch vertheidigt, sei er auch noch so mit Blut oder Schande bedeckt. Die Justiz stimmt hierin mit Gott überein. Deshalb habe ich meine Stimme oft großen Sündern geliehen, die man mit Abscheu betrachtete; was aber Civilprocesse von der Art, wie der, von dem Sie eben sprachen, betrifft, so habe ich mir selbst den feierlichen Schwur gethan, niemals eine andere Sache zu übernehmen und zu vertheidigen als eine solche, welche mein Gewissen gerecht findet. Nun habe ich heute in Bezug auf die Angelegenheit mit Mauvilly auch Anträge von der Gegenpartei erhalten, ich habe die Rechtstitel einer jeden gesammelt und gewissenhaft geprüft, ich habe ihre beiderseitigen Rechte auf jener natürlichen und göttlichen Wage gewogen, welche man das Gewissen nennt, und ich habe mich überzeugt, Herr Baron, daß das gute Recht nicht auf Ihrer Seite ist. Deshalb kann ich, wie

kostbar auch der Preis ist, den Sie mir bieten, die Führung Ihrer Sache nicht übernehmen."

Ich sah den Augenblick, wo diese Weigerung den leicht reizbaren Zorn des Barons entzünden würde. Er beherrschte sich jedoch und hob leise, indem er, wie er oft zu thun pflegte, mit dem Fuß auf den Boden trommelte, wieder an:

„Und wenn Sie das einzige Mittel, die Hand meiner Tochter zu erlangen, auf diese Art zurückweisen?"

Joseph, mein würdiger Joseph, der Mann mit dem ausgebildetsten Zartgefühl, welchen ich je gekannt, antwortete in sanftem Tone:

„Ehe ich der Stimme meiner Liebe Gehör schenkte, Herr Baron, würde ich auf die Stimme meines Gewissens hören und Ihnen mit Nein antworten."

Es trat ein feierliches beängstigendes Schweigen ein. Ich sah Marien an — sie war fürchterlich bleich. Joseph hielt seine Augen abgewendet von ihr.

Endlich hob der Baron in ruhigem, würdigem Tone wieder an:

„Wenn man auch nichts weiter als Baron ist, Herr Advocat, so weiß man doch nichts destoweniger eine Weigerung, wie die Ihrige, ihrem ganzen Werthe nach zu schätzen. Dies bitte ich Sie, mir zu glauben. Was mich betrifft, so gilt das, was Sie so eben gesagt, eben so viel als der Ausspruch eines Obergerichtshofs. Meine Ansprüche waren keine wohlbegründeten — so haben Sie dieselben beurtheilt und nun ist's gut. Ich werde Mauvilly meinem Vetter abkaufen und keinen Proceß führen. Gleichzeitig erkenne ich auch an, daß ein so weiser Rath einen seiner würdigen Lohn verdient, und ich glaube Ihnen denselben dadurch zu bezahlen, daß ich Sie bitte, die Hand meiner Tochter anzunehmen."

Joseph eilte mit Thränen in den Augen auf den Baron zu, ergriff ihn bei der Hand und konnte mit erstickter Stimme weiter nichts sagen als:

„Sie soll glücklich werden.“

Marie, die so eben noch so bleich gewesen, war roth geworden wie eine Kirsche. Der alte Arzt, der mit Ihnen spricht, rief in seinem Winkel die Segnungen des Himmels auf diese reinen Stirnen herab.

„Nun, da wir sonach Alle zufriedengestellt sind,“ sagte der Baron, „können wir in Familie den Thee trinken. Wenn jedoch Joseph vorher seine Braut umarmen will, so geben wir ihm hiermit die Erlaubniß dazu.“

Joseph näherte sich der zitternden Marie und drückte zum ersten Mal einen keuschen Kuß auf ihre jungfräuliche Stirn.

Ach, leider muß ich noch einmal fragen: Worin haben die menschlichen Eindrücke ihren Grund? Und welcher Philosoph und welcher Physiolog wäre im Stande, den Charakter eines Mädchens wie Marie vollständig zu erklären?

Als sie diesen keuschen Kuß empfing, fühlte sie die unglückliche kleine Abnormität Josephs ihre Stirne streifen und ohne daß sie sich Einhalt zu thun vermochte, erscholl ein lauteres und tolleres Gelächter als je aus ihrem Munde. Plötzlich besann sie sich, schwieg und brach in Thränen aus.

Joseph war wie vernichtet auf einen Stuhl niedergesunken. Ich eilte auf den Baron zu, der wüthend auf Marien losschalt, und beeilte mich, ihn zu beschwichtigen. Es dauerte nicht lange, so hörte man weiter nichts mehr als das Schluchzen des armen Mädchens.

Mein armer Joseph erhob sich nun und ließ, wie eben so viel Blutstropfen aus einer Wunde, folgende Worte aus seinem Herzen fallen:

„Herr Baron, mit einem Gefühl, welches hoch über der Dankbarkeit steht, habe ich die Hoffnung auf das Glück, Ihr Sohn zu werden, hingenommen. Ich liebe Marien und ich glaube mich

von ihr geliebt, ich habe Vertrauen auf das Gedeihen unseres Bundes. Dennoch aber besteht, wie Sie sehen, zwischen ihr und mir ein zu wirkliches und zu oft hervortretendes Hinderniß. Ich weiß nicht, Herr Baron, was Sie mir rathen würden; was mich jedoch betrifft, so glaube ich Ihnen Folgendes sagen zu müssen: Ehe wir etwas zum Abschluß bringen, wollen wir sechs Monate vergehen lassen. Bis dahin wird vielleicht — ich hoffe es sogar, — Fräulein Marie sich an alle Mängel ihres künftigen Gatten gewöhnen und er wird seinerseits ohne Zweifel nicht mehr zu fürchten brauchen, sein Herz auf so schmerzliche Weise verwundet zu sehen."

„Sie haben Recht, mein Freund," entgegnete der Baron. „Ich bin mit dieser Bestimmung einverstanden. Jetzt, bitte ich Sie, gehen Sie mit Fauvel nach Hause; ich will mit meiner Tochter sprechen."

Als wir uns entfernten, weinte Marie noch leise vor sich hin.

3.

Als der Doctor Fauvel in seiner Erzählung so weit gekommen war, unterbrach er sich.

„Entschuldigen Sie mein Herr," sagte er zu mir, „ich muß Sie einen Augenblick verlassen. Ich sah soeben den Capitain Arnolds, einen meiner Clienten, eintreten, für den ich mich interessire. Ich will ihm blos guten Abend wünschen und komme dann wieder, um Ihnen die Geschichte vollends zu erzählen. Ehe ich Sie jedoch verlasse, will ich Ihnen sagen, was Sie wahrscheinlich schon errathen haben — jene schwarzgekleidete Dame, der Gegenstand Ihrer Neugier, ist Marie von Pombeuil."

Der Erzähler entfernte sich. Ich will seine Abwesenheit benutzen, um dem Leser mitzutheilen, wo, wie und warum diese Geschichte von Joseph Moranges und Marie von Pombeuil mir erzählt ward.

4.

Es war eines Abends, oder vielmehr eines Nachts, gegen das Ende des Sommers. Ich wohnte einem Balle bei, welchen Frau von T... in ihrem Hotel des Faubourg Saint Honoré gab. Das Fest war ein glänzendes.

Da die Hitze groß war und die Luft draußen, trotz der Nacht, sich angenehm und warm erhielt, so standen alle Thürfenster, welche zu ebener Erde in den Garten führten, offen, und die Atmosphäre des Salons und der Alleen war bald eine und dieselbe geworden.

Ueberall athmete man einen frischen Duft, den Ambrageruch der Kerzen und die reinen Ausströmungen halbgeschlossener Blüthen. Die Modulationen eines kunstvoll geleiteten Orchesters verloren sich im Hintergrunde des Bosquets oder auf einem kleinen See, dessen der Garten sich rühmen konnte.

In einem der Salons, wo man tanzte, hatte ich gleich von Anfang des Balles an eine junge Dame von ungefähr zwanzig Jahren und ganz schwarz gekleidet bemerkt. Sie war in Begleitung zweier anderen schönen, noch jüngeren Damen erschienen, um deren Vergnügen willen sie blos gekommen zu sein schien, denn diese hatten sie bald verlassen, um in einer und derselben Quadrille zu figuriren.

Ich war diesen drei Personen in der Welt der Soiréen schon begegnet und hatte mich jedesmal, wenn ich die am wenigsten jugendliche betrachtete, mich eines lebhaften Gefühls von Ehrfurcht und Theilnahme, aber auch zugleich von Neugier nicht zu erwehren vermocht.

Die beiden jüngeren Damen schienen allemal mit unendlichem Vergnügen zum Tanze zu eilen; ihre schwarzgekleidete Gefährtin blieb dann allein, ihren lebenslustigen Freundinnen blos mit den Augen folgend, und ich konnte sie dann ungehindert beobachten.

Sie war eine jener Frauen, deren Schönheit imponirt und verführt, die von den Augen der großen Menge nur einen Blick erhalten, aber die Bewunderung des denkenden Beobachters erwerben.

Als ich sie zum ersten Male sah, war dies in einem Concert. Eine mit Recht gefeierte Künstlerin hatte soeben die „Gnadenarie“ gesungen. Da ich in den Augen meiner Unbekannten Thränen gewahrte, so betrachtete ich sie mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit.

Ihre Stirn, von großer Reinheit der Form, schien von schwermüthigen Wolken verschleiert zu sein. Ihre schwarzen sanften Augen hatten jedenfalls in vergangenen Tagen von munterem Glanze gefunkelt. Gegenwärtig war ihr Ausdruck träumerisch, oft traurig. Man konnte glauben, daß die Thränen den Glanz ertödtet hätten.

Der Gedanke, daß ein so schönes Wesen einen großen Schmerz zu ertragen gehabt habe, ward beinahe zur Gewißheit, wenn man den schöngeformten Mund betrachtete, auf welchem das Lächeln seine, wiewohl kaum noch bemerkbaren Spuren zurückgelassen zu haben schien. Diese jetzt so ruhigen und ernsten Lippen, mußte man sich sagen, haben ohne Zweifel oft ein fröhliches Gelächter erschallen lassen.

Die Trauer, welche diese Dame niemals ablegte, erstreckte sich übrigens bei ihr nicht blos auf die Kleidung. Stimme, Bewegungen, Geberden — alles war bei ihr sanft, aber traurig, anmuthig, aber resignirt.

Sicherlich war sie früher sehr schön gewesen, aber der Kummer war gekommen und hatte die Rosen dieser lachenden Jugend entblättert und ihre Stirn mit den Lilien der Schwermuth umkränzt.

Während der Nacht, wo ich auf dem Ball der Frau von T... die Lösung dieses anziehenden Räthsels erfuhr, betrachtete ich noch mit einer gewissen Andacht dieses sanfte Bild der Trauer, als ein blasser, hagerer, kleiner alter Mann mit wohlwollenden Zügen,

einfach in einem kastanienbraunen Frack von, auf einem solchen Balle seltenem Schnitt, gekleidet sich mir näherte. Ich hatte ihn schon mit der Dame sprechen sehen und wendete mich daher sofort nach ihm herum.

„Mein Herr,“ sagte er in sanftem, festem Tone zu mir, „ich habe schon oft Ihre lebhafte Aufmerksamkeit für die Person bemerkt, mit welcher ich soeben sprach. Verzeihen Sie mir, wenn die Frage, die ich an Sie richten will, eine indiscrete ist, aber ich stehe dieser Dame einmal sehr nahe. Wodurch verdient sie auf diese Weise die Ehre Ihrer Aufmerksamkeit?“

Ich begriff, daß, wenn hier eine Indiscretion vorlag, dieselbe von mir begangen worden war, und ich antwortete daher:

„Haben Sie die Güte, mein Herr, mich bei dieser Dame zu entschuldigen, wenn meine ungeschickte Neugier von ihr bemerkt worden ist. Seien Sie überzeugt, daß die Aufmerksamkeit, welche sie in mir erweckte, ihren Grund nur in der Ehrfurcht und Sympathie hatte, die man für einen wahrhaften und großen Schmerz empfindet. Dies, mein Herr, ist in That und Wahrheit der Beweggrund meiner Indiscretion und ich bitte Sie nochmals, mich zu entschuldigen.“

„Genug, mein Herr,“ entgegnete der kleine alte Mann. „Ich glaube Ihnen vollständig und eben weil ich Ihnen glaube, will ich Ihnen das Geheimniß der Melancholie erklären, die Sie an meiner jungen Freundin bemerken. Ich kann es jetzt thun, ohne irgend eine Folge fürchten zu müssen, und wenn Sie sich wirklich für die Dinge interessiren, die ich Ihnen erzählen will, so wird es Ihnen Vergnügen machen, der Zuschauer dessen zu sein, was sich vielleicht bald ereignet.“

Den Sinn dieser letzten Worte verstand ich nicht recht, ging aber freudig auf ein Anerbieten ein, welches mir auf so zuvorkommende und freimüthige Weise gemacht ward. Indem ich daher

für ein Vertrauen, welches ich nicht zu verdienen glaubte, meinen Dank sagte, schickte ich mich an, zu hören.

Auf diese Weise erfuhr ich Alles, was ich dem Leser bis jetzt über Joseph Moranges, Marie von Pombeuil und meinen Erzähler selbst, den Doctor Fauvel, mitgetheilt habe.

In dem Augenblick, wo die Geschichte, die ich begierig anhörte, durch den Eintritt eines Capitains Arnolds, welchem der Doctor entgegenging, unterbrochen ward, hatte der Ball seinen Glanzpunkt erreicht und Frau von T... empfing die Huldigungen ihres Hofstaats.

Nur Marie von Pombeuil saß allein und gedankenvoll auf einem Sopha und ich bewunderte sie noch schweigend und dachte über den poetischen Contrast nach, den sie meinen Augen zu dem Rausch und Glanz des Festes bot, als der Doctor wieder auf mich zukam.

5.

„Sechs Monate nach dem Auftritt, den ich Ihnen vorhin geschildert," hob er wieder an, „schien sich dem vollkommenen Glück meines Freundes nichts mehr entgegenzustellen. Während dieser sechs Monate hatte unsere Marie nicht ein einziges Mal gelacht. Man denke sich die Freude ihres Verlobten!

„Der zur Unterzeichnung des Ehecontracts bestimmte Tag sollte ein Festtag sein. Der Baron wollte ihn durch einen großen Ball feiern, während dessen die feierliche Vorlesung des Actes stattfinden sollte.

„Am Morgen dieses Tages frühstückte Joseph mit dem Baron und seiner Tochter. Ich sollte diesem Familienfrühstück ebenfalls beiwohnen, Justin aber hatte mich von dem gefährlichen Zustand eines Kranken benachrichtigt und ich hatte meiner Pflicht gehorcht.

„Während dieses heiteren Mahles zeigte Marie sich im höchsten

Grade liebenswürdig. Es war beendet und die Verlobten standen im Begriff, sich zu trennen, um ihre Zurüstungen für das hohe Freudenfest zu beenden, als wegen, ich weiß nicht welcher heiteren Frage, Joseph seine Verlobte aufforderte, ihm in's Gesicht zu sehen.

„Vor diesem Tage hätte mein lieber Moranges nicht gewagt, einer solchen Gefahr die Spitze zu bieten; seit sechs langen Monaten aber war Marie so gut und so freundlich gewesen, daß Joseph sich ihrer auf immer sicher glaubte.

„Auf diese freundschaftliche Bitte zögerte Fräulein von Pombeuil keinen Augenblick, sondern schauete Joseph sofort an. Sie zittern, indem Sie mich hören und Sie haben Recht. Was Sie fürchten, erfolgte abermals — ein lautes, anhaltendes, schallendes Gelächter.

„Diese moralische Tortur ging über Josephs Kräfte. Er sprang in der tiefsten Seele verwundet und wie wahnsinnig empor. Binnen wenigen Augenblicken war er in unserm Zimmer. Ich war, wie ich Ihnen schon gesagt, abwesend. Er ging stracks in mein Cabinet, öffnete den Kasten, in welchem ich meine chirurgischen Instrumente verwahrte, nahm eins derselben auf's Gerathewohl heraus und trennte mit einem einzigen Schnitt jenen verhängnißvollen Auswuchs, die einzige Ursache seines Unglücks.

„Die nächste natürliche Folge war ein furchtbarer Bluterguß, der ihn binnen wenigen Secunden so schwächte, daß er ohnmächtig ward. Er hatte schon lange das Bewußtsein verloren, als Justin, über sein Ausbleiben unruhig, in mein Cabinet trat. Er suchte meinem armen Joseph Hülfe zu leisten und that Alles, was er wußte, aber leider vergebens. Nichts konnte das Blut stillen, mit welchem das Leben entströmte. Justin hielt verzweiflungsvoll Joseph regungslos in seinen Armen, als ich nach Hause kam.

„Was soll ich Ihnen weiter sagen, mein Herr? Noch denselben Abend erfuhr Marie von Pombeuil durch mich den Tod

ihres Verlobten. Sie verfiel sofort in fürchterliche Krämpfe, klagte sich als Urheberin dieses Todes an und wollte Joseph in's Grab nachfolgen.

„Ich beruhigte sie nur mit großer Mühe und dann warf sie sich mir zu Füßen und bat mich flehentlich, sie noch einmal ihren Freund sehen zu lassen. Ich weigerte mich — ich fürchtete abermalige und gefährliche Krämpfe. Der Baron war vor Schmerz außer sich. Mariens Zustand machte ihm große Unruhe, denn am nächstfolgenden Tage war sie nicht im Stande, das Bett zu verlassen.

„Seit diesem Tage, mein Herr, ist Fräulein von Pombeuil so, wie Sie dieselbe heute Abend sehen. Sie hat den Namen Moranges angenommen und das Gelübde gethan, ihr ganzes Leben lang Trauerkleider zu tragen. Sie geht in Gesellschaft, aber blos um die beiden jungen Mädchen zu geleiten, welche Sie ohne Zweifel in ihrer Nähe gesehen haben; denn vor einem Jahre starb die Mutter, in deren Dachstübchen die Liebenden sich kennen gelernt, in unsern Armen und Marie hat die Zwillingsschwestern zum Andenken an Joseph und als eine lebende Erinnerung an seine Herzensgüte an Kindesstatt angenommen. Der Baron hat zu allem seine Zustimmung gegeben, denn er betet seine Tochter an und er liebte Moranges.

„Dies, mein Herr, ist der Grund der Melancholie und der Trauerkleider, welche Ihre Aufmerksamkeit erregt haben. Marie hat so viel Gelächter gesäet, daß sie Thränen geerntet hat. Sie sehen hier, daß der Ernst der Ereignisse nicht von dem Ernst der Ursachen abhängt, und daß das physische Gebrechen meines Jugendfreundes, so unbedeutend es auch war, die doppelte Schönheit seines Gesichts und seines Herzens in seinem Schicksal auf sehr traurige Weise aufgewogen hat."

Hierauf entfernte sich der Doctor nochmals, ohne mir Zeit zu

lassen, ihm zu danken, und ich blieb in Gedanken versunken auf meinem Platze.

6.

Auf diese Weise, sagte ich bei mir selbst, muß der nagende Wurm sich an die schönste Frucht klammern. Auf diese Weise hat das Unglück keine Ausnahmen und Niemand hienieden, so groß, so klein, so gut oder schlimm er sei, kehrt zur Erde zurück, ohne die Spur desselben an sich zu tragen. In Paris, im Schooße dieser kalten, spöttischen, grausamen Welt, haben sich einige einfache und gute Wesen kennen gelernt. In Folge eines bewunderns-würdigen Zufalls war Alles, was sich ihnen genähert hatte, gut wie sie. In ihrer unbekannten und gesegneten engen Sphäre giebt es keinen Hauch, keine Wolke, kein Echo, keinen Gedanken des Bösen. Es war eine kleine Kolonie des Himmels. Aber die Existenzen, die sich hier entwickelten, durften nicht auf diese Weise sich vollenden — das Unglück mußte seinen Theil daran haben.

Wie hatte das geschehen können? Dies hatte ich soeben erfahren.

Geheimnißvolles, allgewaltiges Gesetz des Unglücks! Wir müssen dich hinnehmen und dir gehorchen, ohne dich zu begreifen, eben so wie man das Leben hinnimmt, eben so wie man dem Tode gehorcht.

Indem ich unwillkürlich mit meinem Blick dem Doctor Fauvel folgte, sah ich ihn in einem der Bosquets verschwinden. Einen Augenblick darauf erschien er wieder an der Thür des Salons, in welchem er mir diese Geschichte erzählt und welchen die sanfte trauernde Marie während des ganzen Abends nicht verlassen. In der Hand hielt er eine frische, kaum erblühete schöne Rose, die noch feucht war von dem Kusse der Nachtluft. Als er wieder in den Salon trat, bemerkte ich, daß er diese Blume mit

einer anmuthigen Bewegung an seine Lippen führte, und ich bewunderte die Grazie, deren die Hände dieses so jungen und doch zugleich so alten Mannes fähig waren.

Ich hatte meinen Platz verlassen und ging in der Entfernung von einigen Schritten an Fräulein von Pombeuil vorüber, als ich sah, wie der Doctor sich mit seiner Rose in der Hand ihr näherte. Ich blieb ohne zu thun, als ob ich auf ihn achtete, stehen, und sah, wie er sich über seine junge Freundin neigte und ihr die kaum erblühete Blume in das Haar steckte.

Josephs Braut sträubte sich nicht dagegen, richtete aber sanft den Kopf empor und sagte mit wehmüthigem Lächeln:

„Mir, Philipp!"

Und ich hörte den Doctor mit bewegter Stimme antworten:

„Lassen Sie mich gewähren, Marie; ich schmücke Sie für ein schönes Fest. Sie wundern sich, mein Kind; ja, ich sehe es wohl, Sie können es nicht errathen. Wohlan, denken Sie an das größte Glück, welches Sie in dieser Welt wünschen können und Sie werden getroffen haben, was Ihnen begegnen wird."

Nach diesen Worten, welche Marie unruhig anhörte, verließ sie der junge Greis. Gleich darauf begegnete er mir, bemerkte mein Erstaunen und errathend, daß ich gesehen und gehört hatte, faßte er mich beim Arme und sagte:

„Auch Sie, mein junger neugieriger Freund, auch Sie können nicht errathen, was diese Blume bedeuten soll. Mein kleiner Roman hat nämlich noch ein Kapitel. Sie wissen bis jetzt weiter nichts, als was Marie selbst weiß. Ich freue mich aber, Ihnen zu begegnen, um meiner Freude Luft machen und Ihnen anvertrauen zu können, was die gute Marie bald erfahren wird. Hören Sie mich an.

„Ich habe Gott sei Dank die Heilkunde nicht vergeblich studirt und es gelang mir, Joseph, der an sich selbst eine so ge-

fährliche Operation vollzogen, zu retten. Als ich aber die letzte und so verhängnißvolle Thorheit der Tochter des Barons hörte, fiel mir ein sehr trefflicher Gedanke ein. Niemals, sagte ich bei mir selbst, wird Marie ihren Fehler vollständig ablegen, wenn ihr nicht eine niederschmetternde Lehre zu Theil wird. Diese Lehre hat ein Unglück ihr gegeben.

„Seit einigen Monaten war Joseph wiederholt aufgefordert worden, in einem sehr wichtigen Auftrage wegen eines sehr verwickelten Prozesses nach New-York zu gehen. In einer ernsten Unterredung, die ich mit ihm am Abend nach seiner kühnen Operation hatte, bestimmte ich ihn, heimlich abzureisen. Er reiste ab. Mit Hülfe einer Menge Vorsichtsmaßregeln, Lügen und Ausflüchte, durch die Mitwirkung des Barons und endlich durch eine gewisse Wahrscheinlichkeit unterstützt, gelang es mir, Marien von dem Tode ihres Verlobten vollständig zu überzeugen. Sie sehen, welche Wirkung der Gedanke an diesen Tod auf das arme Kind geäußert hat. Gegenwärtig hat Joseph diesen langen Prozeß, der so eben erst beendet worden, gewonnen. Er hat seines ganzen Muthes bedurft, um eine solche Trennung zu ertragen.

„Die Prüfungszeit nahet jedoch ihrem Ende. Die wenigen Worte, welche ich so eben zu Marien gesprochen, reichen hin, um sie vor der Gefahr einer allzulebhaften Gemüthsbewegung zu bewahren. Noch wenige Augenblicke und ihr armes trostloses Herz wird sich dem Glück wieder öffnen. Denn Joseph ist wieder in Frankreich. Gestern ist er in Havre an's Land gestiegen und hat sich sofort auf den Weg nach Paris gemacht. Er wird uns finden, wo wir auch sein mögen, und er weiß, daß wir heute Abend auf diesem Balle sind. Er wird kommen — dies ist die Stunde — ich habe die Augenblicke genau berechnet."

Indem der Doctor so sprach, ward er allmälig von so großer Freude beseelt, daß dieselbe sich auch meiner bemächtigte. Er

blickte abwechselnd auf die Uhr, deren Zeiger ihm zu langsam fortrückten, und auf Marien, welche kaum athmete. Dann richteten seine Augen sich auf die Eingangsthür und Marie heftete ihre Blicke ebenfalls darauf.

Ich that dasselbe.

Endlich!!! Die Thür öffnete sich und ich sah einen Mann eintreten, den ich in Folge des mir von seinem Freunde entworfenen Portraits sofort erkannte. Nichts beeinträchtigte jetzt mehr die majestätische Schönheit dieses herrlichen Kopfes. Ein leichter brauner Punkt war die einzige Spur, welche das Gebrechen zurückgelassen hatte.

Als Marie ihn erblickte, eilte sie auf ihn zu und warf sich ihm zu Füßen. Er hob sie auf und drückte sie an sein Herz. Dann, ohne die Braut loszulassen, umschlang er auch seinen Jugendfreund und ich weiß nicht, welcher Kuß der zärtlichste war, ob der, welchen die Gattin oder der, welchen der Freund empfing.

Dieses Ereigniß hatte den Ball unterbrochen. Die von Marien angenommenen Waisen waren herbeigeeilt, um ihre Freude zu theilen. Frau von T... erzählte ihren Gästen, was sie von diesem einfachen bis zu seinem letzten Akte gediehenen Drama wußte, und man erstaunte, man bewunderte. Einige Leute von gutem Ton fanden darin sogar Stoff zu Empfindungen und Bemerkungen von ganz anderer Art.

Ich als einfacher Beobachter betrachtete mit inniger Theilnahme dieses verdiente Glück, als der Arzt sich wieder nach mir herumdrehete. Ich sah zwei schöne Thränen die hageren Wangen dieses dreißigjährigen Greises herabrollen.

„Wie?“ sagte er, als er mich so bewegt sah und indem er seiner eigenen Stimme wieder Festigkeit zu geben suchte, „Sie weinen! — Sie weinen wegen einer Geschichte von der Nasenspitze meines Freundes! Gehen Sie doch!“ — Und mich mit seiner kleinen

hageren runzeligen Hand auf die Schulter schlagend, setzte er hinzu: „Wohlan, da Sie gern Geschichten erzählen hören, so werde ich Ihnen eines Tages auch die meinige erzählen. Auf Wiedersehen."

Und ich sah die Glücklichen sich entfernen; meine Wünsche begleiteten sie.

7.

Als Marie von Pombeuil ihrem Bräutigam entgegengeeilt war, hatte sie bei der Schnelligkeit ihrer Bewegung die Rose des Arztes aus dem Haar verloren. In dem Augenblicke, wo der Salon für mich leer war, das heißt, als das glückliche Paar, der Freund und die beiden Waisen ihn verlassen hatten, gewahrte ich die auf der Erde liegende Blume. Ich hob sie auf, bemächtigte mich ihrer wie eines kostbaren Fundes und ging träumerisch und in Gedanken versunken von dannen.

Ein verlorenes Paradies.

I.

Das Paradies und die Schlangen.

An einem Octobermorgen des Jahres 1846 — es ist das schon lange her! — ritten auf der Straße von Paris nach Amiens, einige Lieues von Chantilly, in der Richtung von Creil, zwei Reiter langsam neben einander her.

Der Himmel war prachtvoll heiter: die Sonne sendete der erwärmten Erde ihre letzten Küsse, der Herbstwind umsäuselte noch lind und weich das gelichtete Gebüsch. Zum letzten Male hielten die Bäume am Wege an ihren Zweigen die Blätter fest, welche bereit waren, davon zu flattern. Es war ein schöner Tag, an welchem die Heiterkeit der Natur einen fast wehmüthigen Eindruck machte. Von den beiden Reitern, welche in diesem Octobersonnenschein dahin ritten, war der eine ein Greis, der andere ein junger Mann in dem schönen Alter von zwanzig Jahren.

Der erstere — wir wollen hier gleich bemerken, daß er der Doctor Van Hopden heißt — ist eine Erscheinung, welche Achtung gebietet und Sympathie erweckt. Sein Gesicht hat nichts Regelmäßiges, aber sein graues, volles, kurz gelocktes Haar, seine breite runzelige Stirn, seine großen, blauen, durchdringenden und sanften

Augen, seine frischrothe Gesichtsfarbe, seine Stumpfnase, seine dicken Lippen, auf welchen sich abwechselnd der Ausdruck von Herzensgüte, Schlauheit, Energie und Gutschmeckerei malt, bilden zusammengenommen ein Ganzes, welches allerdings nicht die Blicke des großen Haufens auf sich zieht, wohl aber die Augen des Beobachters fesselt.

Der junge Mann ist ziemlich lang, ein wenig bleich, mit einem etwas schwermüthigen Ausdruck, und besitzt jene Gattung Schönheit, welche, von jungen Mädchen fast stets unbeachtet, besonders die Aufmerksamkeit der Frauen auf sich zieht, welche das dreißigste Lebensjahr überschritten haben. Unter seiner freien, ein wenig allzuhervortretenden und von dichtem, blondem Haar umrahmten Stirn funkeln schwarze Augen, deren beinahe stets durch lange Wimpern verschleierter Glanz geradezu blendend wird, wenn eine Gemüthsbewegung ihn entzündet. Die ein wenig starke Nase hat Nüstern von außerordentlicher Beweglichkeit, welche an die eines feurigen Araberrosses erinnern. Der Mund, dessen ziemlich starke Unterlippe die Oberlippe ein wenig überragt, ist schön roth und bildet zu der Bläße des Gesichts einen wohlthuenden Gegensatz. Wenn wir noch hinzufügen, daß dieser Mund auf einem weißen vollen Kinn ruhet, dessen Rundung einen Hang zur Wollust verräth, so haben wir von Gabriel von Floves ein vollkommen ähnliches Bildniß entworfen.

Wenn man Gabriel sieht, so fühlt man sich zu ihm hingezogen, wenn man ihn hört, so muß man ihn lieben. In seiner Stimme liegt ein eigenthümlicher Zauber. Die Seele klingt darin hindurch. Ein Musiker würde ohne Zweifel finden, daß ein Mollton darin liege, aber er würde zu seinem Erstaunen gewahren, daß sie auch in Dur erklingen kann, wenn in den seltenen Augenblicken, wo die innere Flamme in der Brust des jungen Mannes sich entzündet, ein großes Gefühl bei ihm zum Ausbruch kommt.

Van Hopden war Gabriels Vormund. Seit den zehn Jahren,

wo Herr von Floves todt war und sein bester Freund, der Doctor, diese Vormundschaft übernommen hatte, indem er des verwaisten Knaben zweiter Vater ward, hatte Van Hopden der Ausübung seiner Kunst entsagt.

Unvermählt, im Besitz eines Vermögens, auf welches er stolz sein konnte, denn er verdankte es angestrengter Arbeit, und ohne weitere Verwandte auf der Welt als eine an einen Millionair in Amsterdam verheirathete Schwester, wollte der Doctor sich ausschließlich der Gesundheit, der Erziehung und der Sorge für das Vermögen Gabriels widmen.

Dies war die große Aufgabe seines Lebens, und dieser Aufgabe widmete er sich mit Liebe. Ohne die beinahe mütterliche Zärtlichkeit des guten Van Hopden, ohne die Hilfsmittel, die er aus seiner Wissenschaft schöpfte, würde Gabriel, der Sohn eines an der Lungenschwindsucht gestorbenen Vaters, nicht das Alter der Mannbarkeit erreicht haben.

Was wir übrigens noch über die Beziehungen zwischen Mündel und Vormund und über ihre wechselseitige Zuneigung zu einander sagen könnten, wird man in ihren Gesprächen finden.

„Noch ist es Zeit, mein Freund,“ sagte Gabriel; „ich bitte Dich, nimm mich mit. Du sagst, die Luft Hollands würde mir nachtheilig sein, aber glaubst Du, daß die Einsamkeit, in welcher Du mich lassen willst, dies nicht eben so sehr und sogar noch mehr für mich sein wird? Nimm mich daher mit, lieber Vater, ich beschwöre Dich!“

„Noch einmal, mein Sohn, es ist unmöglich. Erstens, wenn ich Dich verlasse, so geschieht es, weil es durchaus geschehen muß, weil die Krankheit meiner armen theuren Schwester mich unverweilt zu ihr ruft — Du hast den Brief ihres Mannes gelesen. Zweitens, glaubst Du wohl, daß, wenn nicht Gefahr für Deine

schwache Brust, besonders in dieser Jahreszeit, dabei wäre, ich es mir nicht zur Freude machen würde, Dich zu meiner Schwester zu führen und ihr meinen Sohn vorzustellen, den sie eben so sehr lieben würde als ich? Sei doch vernünftig! In einem Monat spätestens bin ich wieder da, in einem Monat umarme ich Dich wieder, mein Gabriel."

„Wenn ich nicht bis dahin vor Langweile gestorben bin. Wie wäre es denn, mein Herr Doctor, wenn ich ohne Sie stürbe!"

Van Hopden ward ein wenig bleich und die Stimme versagte ihm, dann antwortete er mit ein wenig gezwungenem Lächeln:

„Ich hoffe, Herr Graf, daß Sie Ihrem Leibarzte die Ehre erzeigen werden, damit zu warten. Du meinst, Du würdest Dich langweilen, mein Freund — wie wäre dies aber für einen intelligenten Menschen möglich! Du hast Deine Bücher, Deine Malerei, Deine Musik. Wenn Du die Vorsicht, die ich Dir empfohlen, gehörig beobachtest, so kannst Du noch eine Zeit lang dem Vergnügen der Jagd obliegen, ehe Du Dich in Dein Winter-Eldorado einschließest. Du hast Geld, um alle Deine Launen zu befriedigen; wenn Du dessen noch mehr gebrauchst, wenn Du auf Deinen Promenaden zu viel armen Leuten begegnest, so hast Du meine Unterschrift für den Bankier, Du kannst jede beliebige Summe entnehmen, und weil ich auf einen Monat fortgehen will, drohest Du mir, vor Langweile zu sterben wie ein allzureicher Engländer? — Gabriel, Du willst mir schmeicheln!"

„Du spottest und ich bin trostlos. Finde dies so wenig intelligent als Du willst. Und wenn ich in einem Monat auch Dein ganzes Vermögen und das meinige dazu verthäte, so würde mich dies doch nicht aufzuheitern vermögen."

„Verthue so viel Du willst, lieber Sohn, aber verlaß mich. Kehre nach Chantilly zurück, ich will nicht, daß Du mich weiter geleitest."

„Ich sage Dir aber im Voraus, daß ich Dich ruiniren werde."

„Und ich sage Dir, daß Dir dies vollkommen frei steht. Nur erlaube mir eine Bemerkung, Gabriel. Es könnte eines Tages geschehen, daß das, was Du da lachend sagst, an Dir in Erfüllung ginge. Wenn Du das Geld in Folge einer Thorheit, der Du Dich für den Augenblick ergeben, in Strömen Deinen Händen entrinnen siehst, dann frage Dich, ob Du nicht irgendwo einen Freund in der Noth hast. Sage Dir, daß Du Dir einen machen kannst, den nächstfolgenden Tag vielleicht, mit welchem es Dir gut sein wird, zu theilen. — Ich liebe Dich innig, Gabriel, aber ohne egoistische Eifersucht, und ich wünschte, daß Du einen Freund von Deinen Jahren hättest. Die Freundschaft ist etwas so Gutes! Dein Vater, Gabriel, ich und ein dritter ehrlicher Mann, welcher todt ist, wir waren arm und hatten schwere Prüfungen zu bestehen, aber wir liebten uns mit einer über Alles erhabenen Leidenschaft und wir sind niemals wahrhaft unglücklich gewesen. Welch ein Mann war jener Charles, jener Freund, den Du nicht gekannt hast. Dein Vater und ich, wir verdanken ihm unser Leben. Ich muß Dir eine kleine Episode erzählen, welche beweist, welche Macht ein ernstes Gefühl haben kann. Der Freund, der Charles, dessen ich gedenke, hatte eine liebenswürdige Frau geheirathet, die er anbetete. Wir sahen einander alle Tage, fast zu jeder Stunde. Ich gestehe Dir, mein Sohn, daß ich mich in die Frau meines Freundes Charles auf ganz wahnsinnige Weise verliebte. Es war dies die einzige Leidenschaft meines Lebens. Die Frau unseres Freundes ihrerseits — so sind die Launen des Schicksals — empfand dagegen Liebe für Deinen Vater, der dies wohl bemerken mußte. Dennoch hatte dieses Kreuzfeuer der Liebe niemals irgendwelche Folgen. Es ward niemals ein Wort darüber gesprochen, es verrieth sich niemals durch einen Blick. Um seiner Freunde und um seiner selbst willen unterdrückte jedes

im Stillen die erwachende Leidenschaft. Die Frau blieb rein und tugendhaft, der Gatte bewahrte sein Vertrauen auf sie, auf uns und sein Glück. Alles ging unter in der gegenseitigen Achtung und in den tiefen Freuden des Gewissens. Regina, Gabriel und Charles starben eins nach dem andern, im Glauben an die Tugend, an die Liebe, an die Freundschaft, und ich bin von diesen Reisegefährten noch allein übrig geblieben, um Dir zu erzählen, wie sie lebten, um Dich zu ermahnen, zu leben wie sie —"

Hier umarmte der Schüler den Lehrer.

— „und um meiner Schwester Hülfe zu bringen," setzte letzterer hinzu, indem er diesen Augenblick benutzte, um ihn zu dem des Abschiedes zu machen. Er schärfte Gabriel nochmals die Verhaltungsregeln ein, die er ihm in Bezug auf seine schwächliche Gesundheit gegeben, und versprach ihm nochmals, in einem Monat wiederzukommen. Endlich trennten sie sich.

Um gewaltsam mit seinem Kummer zu brechen, setzte der Doctor sein Pferd in Galopp, Gabriel aber ließ sich von dem seinigen im Schritt nach Chantilly zurücktragen und oft drehete er sich um, um noch einmal den guten Van Hopden zu sehen, welcher, indem er rasch davonritt, es, so lange der Zurückbleibende ihn noch sehen konnte, vermied, die Hand an die Augen zu führen und seine Thränen zu trocknen.

2.

Gabriel ritt also langsam heimwärts, als er plötzlich ein galoppirendes Pferd hinter sich hörte. Er drehete sich nicht herum, denn er wußte, daß es nicht der Doctor sei, der wieder zu ihm zurückkehrte. In dem Augenblick, wo das Pferd an dem seinigen vorbeikam, sah er ein feines, durchsichtiges, mit Spitzen eingefaßtes Taschentuch, wie die Damen es zu führen pflegen, aus der Tasche des Reiters auf das Pflaster fallen.

„Mein Herr! mein Herr!“ rief der junge Verlassene, „mein Herr!“

Der Reiter galoppirte aber immer weiter, entfernte sich immer mehr und hörte immer weniger, so daß Gabriel, des Schreiens überdrüssig, endlich abstieg, das Tuch aufhob und den Eigenthümer so rasch als möglich zu verfolgen begann.

Als er diesen endlich eingeholt hatte, drehete derselbe sich herum, um sich für den ihm so höflich geleisteten Dienst zu bedanken.

„Mein Himmel,“ rief er, „das ist ja Gabriel!“

Und Gabriel erkannte nun Regis Desaubiers, einen seiner Kameraden vom Collegium zu Amiens.

Nachdem die beiden jungen Leute einander die Hand gedrückt, ließen sie ihre Pferde in gleichem Schritt gehen und bald entspann sich ein vertrauliches Gespräch zwischen ihnen. Regis kam von einem Schlosse am Rande eines schönen Thales zwischen Creil und Nogent les Vierges. Er hatte hier den Sommer zugebracht, den schönsten Sommer seines ganzen Lebens — Dank der Schloßherrin, der Dame, von welcher er das Tuch hatte.

„Siehst Du, Gabriel,“ fuhr er fort, „ich habe schon viel gelebt, obschon ich noch nicht fünfundzwanzig Jahre zähle. Ich habe schon viel geliebt, ein wenig in allen Sphären der Gesellschaft, aber ich schwöre Dir, was den wahren Zauber der Liebe betrifft, so geht nichts über die ächte Frau der Welt, die beneidete, von Bewunderern umringte Frau; und was die herben Freuden der Leidenschaft betrifft, so geht nichts über die Frau, welche Sklavin ist, inmitten der Welt, welche sie beherrscht, Sklavin dieser Welt, Sklavin ihres Namens, ihrer Koketterie, ihres Rufes, Sklavin der Liebe eines Gatten, Sklavin ihrer Eigenliebe — kurz alles dies habe ich gefunden, lieber Freund. In einem Tage, in einer Stunde, in einer Minute dulde ich tausend Qualen und empfinde

tausendfache Wollust. Ich habe drei Gefahren für ein Glück, hundert Mühen für ein Vergnügen. Aber was thut's? Nur alberne oder schlechte Dinge sind es, die man umsonst haben kann. Alles, was ein wenig das Leben verlohnt, muß man bezahlen. — Und welchen Winter werde ich verleben in dem glühenden Winterleben, welches man nur in Paris findet! — Ich bin der glücklichste aller glücklichen Menschen; ich schwimme bis an den Hals im Uebermuth, in Romantik, in Leidenschaft! Ich kann morgen sterben, — wenn Du wüßtest, welchen Mann von Erz und Marmor Louise zum Gatten hat! — gleichviel, ich werde mit Entzücken sterben und nur bedauern, daß ich nicht wieder anfangen kann, um wieder auf dieselbe Weise enden zu können."

Gabriel hörte ganz verblüfft diese Reden, ohne auch nur die Hälfte davon zu verstehen. Regis öffnete ihm hier eine Welt von Ideen, in welche die seinigen noch niemals einen Schritt gethan.

„Höre," fuhr Regis fort, „in diesem Augenblick eile ich nach Paris, um eine ihrer Launen zu befriedigen. Ich muß einen Roman, von welchem man gestern sprach, den „Vicomte von Chamilly" sofort entdecken und ihr zur Stelle schaffen. Und wenn ich diesen Roman binnen hier und diesem Abend schreiben, drucken und herausgeben sollte, so wird sie den Titel lesen, ehe sie einschläft. Das begreifst Du. Ich werde daher heute Abend wieder hier vorbeikommen — sage mir, wo ich Dich treffen kann und ich nehme Dich mit auf's Schloß. Du wirst dort sehr gut aufgenommen werden, Du wirst mein Leben kennen lernen, Du wirst eifersüchtig darauf sein. Und übrigens ist auch eine Cousine von Frau von Grandbel, meiner Angebeteten, da — ein Wittwe, welche im Begriff steht, sich wieder zu vermählen. Du kannst ihr den Hof machen und sie ihrem Verlobten entführen, oder Du kannst auch warten, bis sie Marquise von Osweb ist, ganz wie Du willst. Nun, bist Du einverstanden? Soll ich Dich abholen?"

„Nein, Regis, o nein. Ich bleibe hier."

„Ach lieber gar! Entscheide Dich schnell, damit ich mein Pferd wieder in Galopp setzen kann."

„Nein, mein Freund, ich danke Dir — ich kann nicht. Es ist mir verboten, ein Leben wie das Deinige zu führen. Ich muß mich von jedem zu lebhaften Vergnügen, von jeder Bewegung, von jeder Anstrengung fern halten, und ich habe meinem Vormund versprochen, mich niemals in irgend einer Beziehung von seinen Vorschriften zu entfernen."

„Er will Dich wahrscheinlich umbringen, dieser Vormund."

„Nein, Regis, er will im Gegentheil mir das Leben erhalten."

„Wie so? Dafür müßte ich sehr danken. Du bist also jetzt eine Demoiselle?"

„Nein, mein Freund, ich bin brustkrank."

Einige Augenblicke später galoppirte Regis Desaubiers weiter nach Paris und Gabriel kehrte, trauriger als er jemals gewesen, mit gesenkter Stirn, nach der Wohnung zurück, die er in der großen Straße von Chantilly besaß.

Sie war höchst reizend, diese Wohnung, in jeder Beziehung würdig eines geliebten Weibes, eines Dichters, oder eines Königs. Der für alles sorgende Doctor hatte es sich zum Vergnügen gemacht, hier mitten unter dem vollständigsten Comfort, den die menschlichen Sinne wünschen konnten, wirkliche Kunstschätze anzuhäufen. Er hatte Gabriels poetisches Gemüth mit Musik und Malerei vertraut gemacht, er hatte seinen Geist in die höhern Regionen der Intelligenz eingeführt und Alles, was den Künstler und den Denker, den er gebildet, erfreuen und noch mehr ausbilden konnte, war hier mit dem feinsten Geschmack vereinigt.

An diesem Tage der Abreise Van Hoydens aber vermochte nichts die Aufmerksamkeit, oder auch nur das Auge des schwermüthigen jungen Mannes zu fesseln. Er betrachtete blos wieder-

holt das in seinem Zimmer hängende lächelnde Bildniß seines Vormundes oder — und zwar öfter als er wollte — das Tuch der Schloßherrin von Nogent les Vierges, welches Regis vergessen hatte zurückzunehmen.

Es geschah auch mehr als ein Mal, daß er, nachdem er einen träumerischen Blick auf die Anfangsbuchstaben geheftet, durch welche hindurch er die von seinem indiscreten Freund angebetete Frau, die verbrecherisch glückliche Frau sah, die duftige Gaze an seinen Mund drückte. Er schloß dann die Augen und fand in den Ausströmungen, die ihn berauschten, die gefährlichen Einflüsse der Welt, des Weibes, der Liebe.

Gegen vier Uhr sagte Gabriel zu seinem alten Diener Magloire, der eben so niedergeschlagen war als er, daß er um seine Melancholie womöglich zu zerstreuen und auch um sich ein wenig Appetit zu holen, eine Stunde im Wald spazieren gehen wolle.

„Zu dieser Jahreszeit ist dies nicht rathsam, gnädiger Herr," antwortete Magloire; „wenigstens aber kommen Sie ja binnen einer Stunde wieder und hüten Sie sich namentlich vor der Abendkühle."

Der arme Mündel des guten Doctors, welcher nun schon weit hinweg war, ging durch den Garten hinaus und sah sich dann auf jener prachtvollen Wiese, die man so lange unbeachtet gelassen und welche ganz Paris kennt, seitdem die Wettrennen in Chantilly eröffnet worden sind.

Er hatte noch nicht hundert Schritte gethan, als er aus dem Wald heraus eine Kalesche kommen sah, aus welcher lustiger Gesang, Rauchwolken und schallendes Gelächter emporstiegen. Als diese Kalesche näher kam, hörte er, wie einige Stunden früher, rufen:

„Ha, das ist ja Gabriel!"

Und als er den Kopf emporrichtete, erkannte er unter den lachenden, singenden und rauchenden jungen Leuten einen zweiten Schulkameraden — Ferreol Bodimont.

„Es ist heute ein Tag unverhoffter Begegnungen," sagte er bei sich selbst.

„Wie? Du bist es?" sagte Ferreol. „Was zum Teufel machst Du denn in Chantilly?"

Gabriel antwortete, und schloß ganz natürlich mit den Worten: „Und Du?"

„Ich? nun mein Himmel, ich fahre spazieren, indem ich diese Damen spazieren führe, welche die Umgebung wiederzusehen wünschten, wo wir uns vor sechs Wochen kennen und lieben lernten. Ich stelle Dir Madame Escopette, Mademoiselle Korallenblüthe und die Frau Wittwe Türkise, genannt Ohneliebe und mit dem Beinamen das Glückskind vor. Was diesen Herrn betrifft, der bei dem letzten Wettrennen Escopettens Herz eben so eroberte wie ich das Korallenblüthens gewann, so ist dies ein ganz vortrefflicher junger Mann, den ich Deiner Freundschaft empfehle. Er heißt Vicomte Armand von Hautoy. Ich bin sein Wechselagent."

Gabriel begrüßte Herrn von Hautoy und dann die Begleiterinnen dieser Herren, welche während der Vorstellungsrede ihn durch den Rauch ihrer Cigarren und das Geräusch ihrer Heiterkeit hindurch auf eine Weise betrachtet hatten, die ihn in große Verlegenheit setzte.

„Aber plaudert es sich nicht gut," hob Bodimont wieder an. „Da Du in Chantilly wohnst, so können wir Dir ja einen Besuch abstatten. Komm, führe uns in Dein Schloß."

„Sehr gern," sagte Gabriel, der hierin ein Mittel sah, sich ein wenig zu zerstreuen.

Korallenblüthe nahm das Wort:

„Wenn,“ sagte sie, „dieser Herr uns Zutritt in sein Schloß gestattet, so werde ich mich freuen, ihn auch in dem meinigen zu empfangen.“

„Nämlich in Deinem Luftschloß,“ setzte Escopette hinzu.

„Ruhe!“ mischte Türkise sich ein, „ein Mann, der ein Schloß hat, braucht keine Gegenleistung.“

„Es kommt darauf an, von welcher Art sie ist,“ bemerkte Ferreol.

Gabriel begriff in seiner Unschuld nicht recht, was dies Alles heißen sollte, da aber der Anblick dieser Frauen und ihr erheiterndes Geplauder seine Schwermuth ein wenig zerstreute, so führte er die Gesellschaft muthig in sein Haus.

Bei seinem Eintritt sagte er zu dem ganz erstaunten Magloire:

„Biete alles auf, was in der Stadt zu haben ist, thue Dein Möglichstes, binnen einer Stunde müssen wir ein Diner von sechs Couverts haben.“

„Sie sollen es haben, gnädiger Herr,“ sagte der gute Alte, gewohnt, sich in alle Launen und Einfälle seines jungen Herrn zu fügen.

Während man auf das Diner wartete, waren die drei Damen beschäftigt, den Salon und dessen Ausstattung zu mustern, und die beiden Herren rauchten.

„Rauchst Du nicht auch, Gabriel? Nimm doch eine Cigarre. Hier sind Prensados, die besten der bekannten Welt.“

„Ich danke, Ferreol; ich rauche fast niemals; es ist mir so ziemlich verboten.“

„Das ist doch nicht Dein Ernst! Hier ist eine, die ich Dir empfehlen kann — leicht und mild wie Honig.“

„Nein, ich danke.“

„Gehören Sie vielleicht meinem schwachen unterdrückten Geschlecht an?“ fragte Türkise.

„Oder leiden Sie vielleicht an der Lungenschwindsucht?“ fragte Escopette.

Escopette, eins der hübschesten Geschöpfe, welche es jemals von der Rue de Clichy bis zur Rue des Martyrs gegeben, erfreute sich augenscheinlich der rüstigsten Gesundheit. Um ihre muntere Frage an Gabriel zu richten, hatte sie sich ihm genähert und zeigte ihm ihre schönen weißen Zähne in einem etwas großen, aber rothen und frischen Munde und bei der ironischen und anmuthigen Grimasse, welche ihre Frage begleitete, traf ihr reiner, von kräftigen Lungen entwickelter Athem den armen Knaben, der nicht rauchen wollte, in's Gesicht.

Er lächelte sanft und antwortete blos dadurch, daß er aus Korallenblüthens weißen Fingern die Cigarre empfing, welche sie so eben angezündet.

Eins der charakteristischen Kennzeichen der Damen dieses Schlages ist ihre Begier nach Geschenken. Sie heucheln eine besondere Vorliebe für Raritäten und Kunstgegenstände, erklären aber Alles für Raritäten oder Kunstgegenstände, besonders Gegenstände von Werth. Diese drei Damen in Gabriels Salon glichen daher drei hungrigen Mäusen in einem Käse und hätten sie nicht noch einen schwachen Ueberrest von Schamgefühl besessen, so wären nur noch die Wände des Käses übrig geblieben.

Gabriel war übrigens ganz entzückt. Das Geplauder seiner Gäste, jene Manieren, die man auf das Lobendste herausstreicht, wenn man sie *drollig* findet, übten auf ihn einen wirklichen Zauber, und unter Beihülfe der Cigarre, an welcher er Geschmack fand, berauschte er sich auf das Bereitwilligste von der Welt und hätte seine ganze Villa hingegeben, wenn man sie ihm abverlangt hätte und wenn es möglich gewesen wäre, sie in dem Wagen mit fortzunehmen.

Zum Glück für den Salon ging man in das Speisezimmer.

Das Diner ward trotzdem, daß es ein improvisirtes war, ganz vortrefflich gefunden und die Gäste sprachen ihm tapfer zu. Es wurde viel gegessen, noch mehr getrunken, am meisten aber gesprochen.

Gabriel hatte neben Escopetten Platz genommen. Er erinnerte sich, als er die Flaschen eine auf die andere folgen sah, allerdings noch der Mahnungen seines Vormunds, Van Hopden aber hatte nicht Escopetten mit ihrem Lächeln und ihren schwarzen Augen in Anschlag gebracht.

„Kommen Sie doch nach Paris!“ sagte sie jeden Augenblick, indem sie Gabriel lächelnd und mit so sanftem Blicke betrachtete.

„Nein, nein, ich kann nicht,“ antwortete der schon halb bezauberte Wirth und einmal entgegnete er sogar: „Wann gehen Sie denn wieder fort?“

„Morgen, mit dem Frühesten,“ mischte Ferreol sich ein, „mit dem Frühesten; länger können wir nicht bleiben.“

„Nun, so lassen Sie mich doch hier,“ bemerkte Escopette keck.

„Ho! ho!“ rief Hautoy.

Dieses unverhüllte Anerbieten machte Gabriel wieder ein wenig munter und er sagte nochmals entschlossen:

„Ich kann Chantilly nicht verlassen.“

Nach Tische, während Kaffee und Liqueurs, ganz verblüfft über ihre Gegenwart bei Gabriel, die Runde machten, während unser junger Wirth rauchte, denn er hatte endlich Bodimonts wohlversehenes Cigarrentäschchen angenommen, setzten die Damen die Conversation weiter fort. Der naive Gabriel fand sie ungemein geistreich und Hautoy und Ferreol erklärten sie für unerhört witzig.

Als unter Anderm der Herr des Hauses an seine weiblichen Gäste die Frage richtete: „Also es gefällt Ihnen wohl in Paris?“ fand er, daß er die Lunte an drei Feuerwerke zu gleicher Zeit ge-

legt hatte. Man antwortete ihm durch die wahnsinnigsten Lobreden auf das Pariser Leben. Bälle, Concerte, Partien, Theater, Soupers und andere Abendunterhaltungen wurden von den herausgeforderten Zungen der Pariser Loretten mit feurigen Farben gemalt.

„Wissen Sie," sagte Escopette zum Schluß, „wenn man zu mir sagte: Willst Du mit fünfundzwanzigtausend Franks Rente in der Provinz, in Marseille, in Bordeaux, in Gonesse, Deinem Vaterlande, leben, und dort Gräfin oder sogar Herzogin sein? wissen Sie wohl, was ich antworten würde? Ich würde antworten: Ein Jahr in Paris mit weiter nichts als meinen schönen achtzehn Jahren, allen meinen Flammen und allen meinen Zähnen und dann sterben — das ist meine Wahl. Paris! Paris!! Paris!!!"

„Ja wohl, versteht sich!" bemerkten die Wittwe Türkise und Mademoiselle Korallenblüthe einfach und gleichzeitig.

„Sie hat Recht," sagte Ferreol.

„Durch und durch," setzte Hautoy hinzu.

Die Mitternachtsstunde schlug, man trennte sich.

„Lieber Freund," sagte Escopette zu Gabriel, ehe der Wagen die Gesellschaft nach dem Gasthause brachte, „mein lieber Gabriel, wenn Sie nach Paris kommen — und Sie werden kommen — so finden Sie mich in der Rue de Provence, Nr 24. Ich werde Sie nach meiner Art und Weise, die eine ganz eigenthümliche ist, herumlootsen und mit Ihrem blassen Teint, der sehr interessant ist und Ihren Augen, die sehr schön sind, werden Sie Furore machen — das sage ich Ihnen."

Allein in seinem Zimmer, das Tuch der Frau von Grandbel in den Händen haltend, die erloschene Cigarre zwischen den Zähnen zermalmend, ermüdet, erschöpft und das lächelnde Bildniß seines besten Freundes, der in diesem Augenblick vielleicht n i c h t lächelte, kaum zu betrachten wagend, fragte Gabriel von Floves um ein Uhr Morgens sich zum zehnten Male:

„Werde ich meine Freiheit benutzen, um nach jenem Schlosse Nogent les Vierges zu gehen oder um Paris zu besuchen?“

3.

Ein wohlthätiger Sonnenstrahl beleuchtete Gabriels Erwachen. Dieser Strahl fiel auf Van Hoydens Gesicht und gestattete dem Schüler und Mündel des alten Doctors, in diesen wohlwollenden Zügen deutlich die Worte zu lesen:

„Ich wußte wohl, mein lieber Gabriel, daß Du, wenn Dein Rausch einmal verflogen wäre, nicht mehr daran denken würdest, fortzugehen.“

Und in der That dachte der junge Mann auch nicht mehr daran. Er kleidete sich an, er frühstückte, er musicirte ein wenig. Dann wollte er eine Zeichnung anfangen, als er zufällig aus seiner Tasche, anstatt seines Tuches das mit L. G. bezeichnete zog. Unwillkürlich drückte er sein Gesicht auf dieses Tuch und verharrte so eine Viertelstunde lang. Er dachte über die Skizze nach, welche er zeichnen wollte.

Als er seine Crayons zur Hand genommen hatte, zeichnete er auch wirklich eine Skizze. Diese aber, welche anfangs eine Art Herzogin mit majestätischen übermüthigen Mienen versprach, endete in einer Art Escopette mit koketter Toilette und kecker Haltung. Gabriel ward wüthend darüber und ganz besonders über sich selbst, zerstampfte seinen Crayon und warf sich auf einen Divan.

Wenn man in der Einsamkeit nicht die Arbeit, welche der Engel aller Menschen ist, herbeiruft, so stellt sich gewöhnlich der Teufel ein. Gabriel jagte, indem er seinen Crayon zerstampfte, den Engel in die Flucht und der Teufel war schon auf dem Wege.

Kaum war er angekommen, so sprach er dem Einsiedler von seinem privilegirten Absteigequartier, das heißt von Paris.

Dennoch entwickelte sich für Gabriel aus dem Nebel seiner

Betrachtungen ein guter Gedanke und dieser ward durch eine mitleidige Erinnerung an seinen Vormund erweckt.

„Wenn Du einen Entschluß zu fassen hast," hatte der Doctor Van Hopden oft zu ihm gesagt, „so suche die freie Natur auf. Sie wird Deine sich unter einander widerstreitenden Fragen beantworten und die Natur täuscht sich nur selten."

„Ja," sagte der arme Unentschlossene, indem er sich erhob, „ich will einen stillen Spaziergang durch Wald und Feld machen. Zwischen zwei Eichen, am Rande einer Quelle oder eines Grabens, werde ich finden, welchen Entschluß ich zu fassen habe."

Er machte sich beinahe freudig beim Schall der zum Mittagsgebet läutenden Glocken auf den Weg und ging heiteren Muthes bis Morfontaine. Die Witterung war, obschon weniger heiter als am Tage vorher, doch immer noch warm und gut für die Wanderer. Die Schwalben hatten ihre Abreise an diesem Tage noch aufgeschoben und die Vögel in den Gebüschen sangen so lustig, als ob der Sommer vor ihnen wäre, anstatt hinter ihnen zu sein.

Vielleicht wußten sie es nicht, vielleicht sahen sie die grauen und weißen Tage nicht voraus und vielleicht sangen sie eben deshalb so schön! — Beruht das Glück überhaupt nicht fast stets in der Täuschung oder in der Unwissenheit? Wer viel weiß, singt wenig.

Zwischen Morfontaine und Ermenonville und eben als Gabriel um ein Gebüsch, welches fast noch in seinem ganzen Blätterschmuck prangte, biegen wollte, hörte er ein Geraschel wie von gescheuchten Vögeln.

„Ach mein Himmel," sagte Eloi, „ich glaubte, es wäre der Feldhüter."

„Und ich bin nicht wenig erschrocken," sagte Claudette.

Denn es waren Claudette und Eloi, zwei schöne wackere Schützlinge von Gabriel — ein Liebespärchen, wie man sich denken kann.

„Ich freue mich sehr, Sie zu sehen, Herr Gabriel," sagte Eloi, ein schöner rüstiger Jüngling, wie Paris deren nicht viele zählt. „Ich war eben auf dem Wege zu Ihnen, um Ihnen zu sagen, daß Alles abgemacht und besprochen ist, und daß wir, Claudette und ich, nächsten Sonntag Hochzeit machen. Sie werden mit dabei sein, nicht wahr?"

„Ach ja," mischte Claudette, ein schönes Mädchen mit dem Beinahmen die „Lachtaube", sich ein. „Sie haben uns es ja schon ganz bestimmt versprochen, Herr Gabriel, und es wird uns Glück bringen."

„Sie und der Herr Doctor, wohl verstanden," setzte Eloi, welcher Van Hopdens Abreise noch nicht erfahren hatte, hinzu.

Gabriel von Floves gab keine Antwort; das Brautpaar schien unruhig zu werden.

„Ja, meine Freunde, ja, ich werde kommen," sagte Gabriel endlich in aller Aufrichtigkeit. „Ich werde kommen, verlaßt Euch darauf. Mittlerweile versprecht mir, Euch nicht mehr vor dem Feldhüter zu fürchten. Wenn man alt genug ist, um in einigen Tagen zu heirathen, ist diese Furcht nicht mehr erlaubt. Also nächsten Sonntag! Hoffentlich wird Claudette mir erlauben, Madame Eloi zu umarmen."

Am Ausgange von Ermenonville blieb Gabriel bei einer ärmlichen Hütte stehen, vor welcher mitten in einer Pfütze drei Hühner und vier muntere schmutznasige, aber sehr hübsche Kinder mit einander spielten. Gabriel nahm sofort das kleinste der Kinder auf den Arm und trug es in die Hütte.

„Ei, ei Marie," sagte er zu einer alten Frau, welche an ihrem Butterfaß beschäftigt war, „Ihr haltet Eure Kleinen eben nicht sehr sauber. Ihr gebt nicht Acht auf sie. Da seht nur, in welchem Zustand sich eins derselben befindet!"

„Ach, mein lieber junger Herr, legen Sie nicht Alles mir zur

Last. Die Rangen machen mir gar so viel zu schaffen. Wenn ich nicht ihre Großmutter wäre, so bekümmerte ich mich gar nicht um sie, so hübsch sie auch sind; denn hübsch sind sie, das müssen Sie selbst sagen, junger Herr, nicht wahr?"

„Ja, Marie, und ich will Euch etwas dalassen, daß Ihr ihnen neue Kleider kaufen könnt. Wenn man mit den Hühnern in den Pfützen sich herumtummelt, dann halten die Kleider nicht lange. Und wo ist Jérome? Und wo ist Eure Tochter?"

„Jerome ist in der Schmiede," antwortete die Großmutter, indem sie Gabriel blos mit einem Blicke dankte, aber mit was für einen Blick! „Meine Tochter ist nach Royaumont gegangen, um zu waschen. Apropos, Herr Gabriel, wissen Sie auch, daß wir bald wieder Kindtaufe haben werden? Ja ja, es wird nicht vierzehn Tage mehr dauern und ich muß Ihnen sogar sagen, daß Jerome zu Ihnen kommen wird, um Sie zu fragen, ob Sie Gevatter stehen wollen."

„Und wer würde denn noch mit stehen, meine gute Marie?" fragte der junge Herr von Floves.

„Ei, wer sonst anders, als Fanchon! Fanchon mit den schönen Augen — Sie kennen sie doch! Druon's Tochter! Dieselbe, die einmal bei im St. Hubertusfeste mit Ihnen getanzt hat und noch fortwährend davon spricht. Ich frage Sie daher blos, ob es Ihnen recht ist; denn wenn Sie mir im Voraus Nein sagen, so würde mein Schwiegersohn nicht zu Ihnen kommen. Ihre Weigerung würde ihn zu tief bekümmern."

„Sagt ihm, Großmutter, daß ich und Fanchon mit den schönen Augen Gevatter stehen werden und daß ich Euer Anerbieten im Voraus und herzlich gern annehme. — Bald wird es also Bonbons regnen — grüßt Eure Kinder von mir!"

Immer heiterer weiter marschirend, passirte Gabriel Royaumont und erreichte Lamorlaye.

„Ich amüsire mich nicht so sehr wie gestern,“ sagte er bei sich selbst, „aber ich bin zufrieden. Wo mag jetzt mein guter Vormund sein? In der Gegend von Lille ohne Zweifel. Ein Monat, das ist sehr lange — ha! da fällt mir ein guter Gedanke ein. Ich werde mein Portrait für ihn malen und wenn der arme Brustkranke einmal scheidet, so wird er nicht ganz scheiden.“

Und Gabriel setzte seinen Weg immer weiter fort und arrangirte schon sein Portrait. Man bemerke wohl, daß er seit seinem Weggange das gefährliche Taschentuch noch nicht berührt hatte und daß das Cigarrenetui nicht geöffnet worden war.

Nicht weit von Lamorlaye, links von der Straße, befindet sich eine Anhöhe, die unter dem Namen des Mont de Pô bekannt ist. Dem Auge bietet sich hier ein prachtvolles Panorama — Wälder, Straßen, bunte Felder, Weiler, Wiesen, siebenundzwanzig Dörfer zu den Füßen von siebenundzwanzig Kirchthürmen.

Hier auf einem Grenzsteine ruhete Gabriel aus und betrachtete die Aussicht. Er war rasch bergaufwärts gegangen, es war ihm warm geworden, er wollte sich die Stirn trocknen und irrte sich abermals in dem Tuche, wie er an dem Wohlgeruch dessen erkannte, welches er ergriff.

Nun ward er wieder traurig und versank in langes Hinbrüten.

„O,“ sagte er endlich laut träumend, „o, die Leidenschaft, die Liebe — die Liebe!“

„Und dennoch ist sie das einzig Gute, was es auf der Welt giebt,“ sagte eine Stimme.

Es war die Stimme Bruno's, eines alten bettelnden Invaliden, welchem Herr von Floves oft ein Asyl und eine kleine Pension angeboten, und welcher sich aus Liebe zur Unabhängigkeit und zum Leben im Freien stets geweigert hatte, dieses Anerbieten anzunehmen.

So kam er jetzt, der alte Bruno, wie immer, auf seinem Stelz-

bein hüpfend, die Pfeife im Munde und Scherz auf der Zunge und — ebenfalls wie immer — halb betrunken, wie sich leider nicht leugnen läßt.

„Du hast also die Liebe auch gekannt, Bruno?“

„O, es ist noch gar nicht so lange her, daß ich sie nicht mehr kenne.“

„Nun, und lohnt es denn der Mühe, daß man liebt?“

„Ach, Herr Gabriel, wenn man das nicht mehr hat, so muß man anfangen zu trinken, sehen Sie. Man muß suchen zu vergessen. Seitdem man mich verlassen hat, halte ich es mit der Flasche — aber man sieht es nicht sehr — nicht wahr nicht?“

„Man sieht es, sobald man Dich sieht.“

„Daran ist blos die Liebe schuld, die mir untreu geworden ist. Sehen Sie, Herr Gabriel, wenn ich bedenke, daß Mariette —“

„Ach, laß mich ein wenig in Ruhe,“ sagte Gabriel, dem durchaus nichts daran lag, Bruno's Bemerkungen über die Liebe zu hören.

Während er den alten Kauz rauchen sah, wandelte ihn ebenfalls die Lust dazu an.

„Leihe mir Dein Feuerzeug,“ sagte er zu dem Invaliden und zündete eine von Ferreols Prensados an.

Es dauerte nicht lange, so sah er durch den weißen Rauch hindurch Paris, heitere Gesellschaften, dampfende Soupers, um eine glänzende Tafel herum seine Gäste vom vorigen Tage, und da die Cigarre, indem sie kleiner ward, ihn ein wenig berauschte, so sah er vor seinen Augen die schwarzen Augen Escopettens, er hörte Tanzmelodien, lustige Liedchen, Gläserklingen und dann ganz deutlich, wie die Syrene ihm wieder zurief:

„Kommen Sie doch nach Paris!“

„Nein, nein,“ rief er; „ich will nicht!“

Und unmittelbar darauf hob Escopettens Stimme wieder an:

„Leiden Sie vielleicht an der Lungenschwindsucht, mein Herr?“

Mit diesen Worten näherte sie, wie am Tage vorher, ihre rothen Lippen — Gabriel that dasselbe mit den seinigen, aber die Cigarre erlosch, der Rauch verschwand und der Raucher sah nichts weiter vor sich als Bruno, der mit seiner Krücke auf seinem Stelzbein trommelte und ihn lachend ansah.

„Hast Du Paris gesehen?“ rief Gabriel ihm zu.

„O mehr als einmal,“ antwortete der Bettler. „Ha, Paris, Herr Gabriel! Wenn man nur dort nicht so viel Geld brauchte! Paris ist der Himmel und die Hölle — eine immerwährende Komödie, eine ununterbrochene Schlacht, ein Treibhaus, ein Strudel, ein Schmelzofen. Dort habe ich mir das Bein verbrannt — in Folge eines Liebeshandels — Duell im Wäldchen, Hochzeiten, Geschichten, Wuth- und Freudenthränen, Tage und Nächte des Teufels! Und wenn man bedenkt, daß Mariette —“

Gabriel von Floves ging rasch den Berg hinunter, um nichts weiter zu hören.

„Ich bin sehr thöricht,“ sagte er bei sich selbst, indem er mit großen Schritten weiterging, „ja, ich bin sehr thöricht, daß ich so langsam hinsterbe, ohne einen Versuch gemacht zu haben, das Leben kennen zu lernen. Ich bin brustkrank. Es ist entschieden, daß ich in dem Augenblick sterben werde, wo andere Menschen den Becher des Lebens mit vollen Zügen trinken. Die bewunderns-würdige Sorgfalt eines Gelehrten, die Zärtlichkeit eines zweiten Vaters werden meine Laufbahn vielleicht um einige Jahre verlängern, aber sterben muß ich doch! Wenn ich mich noch fünf bis sechs Jahre hinschleppe, so ist es viel, und was für Jahre, großer Gott! Ha! lieber will ich nur noch eins leben, aber vollständig. Ich will endlich wissen, was die Liebe ist, das Vergnügen, Paris, die Welt — mit einem Worte das Leben. Ein Jahr

in Paris und dann sterben! sagte Escopette. Wohlan, ich will sehen, ob Escopette Recht hat."

Noch denselben Abend ging Gabriel von Floves in Paris zu Bett.

II.

Die Früchte vom Baum der Erkenntniß.

1.

Oft im December, wenn der Regen, der feuchte Nebel, oder der Schnee vom grauen Himmel auf das schwarze schmutzige Pflaster fällt, wenn die Kaufläden geschlossen, die Theater aus, die Cafés erloschen sind und die wenigen Fußgänger nach Hause eilen, wacht Paris, um zu singen und zu lachen, um zu tanzen und zu spielen. Paris hat vom Monat December bis zum Monat März seine Nächte des tollen Vergnügens, des Wahnsinns und der Vergessenheit.

Es giebt in der unermeßlichen Stadt gewisse umfangreiche düstere Quartiere, wo die Tänzer und die Tänzerinnen zahlreich sein würden, wo aber niemals der Tanz sich bewegt, wo die Musik sich niemals hören läßt.

Während man in diesen finsteren Straßen nie etwas Anderes hört, als hier und da unheimliches Geschrei oder Wehklagen, während man bei dem bleichen Scheine der letzten Laternen nichts weiter sieht als den Schattenriß des verspäteten Trunkenbolds oder des frühen Arbeiters — denn die Laterne des Lumpensammlers würde hier keinen Fund beleuchten — hört man am andern Ende von Paris die Equipagen rollen, die Wagentritte klappen, die Quadrillen ihre munteren Töne spenden und sieht an den

Fenstern durch die weißen Spitzen oder die rosenbarbene Seide der Vorhänge hindurch die Tänzer vorüberwirbeln.

Zwischen diesen Stadttheilen und jenen giebt es auch noch andere, welche während der Wochen des Carnevals sich ebenfalls festliche Nächte bereiten. Wenn der Sonnabend kommt und das Zauberwort Maskenball einen ganzen Tag lang von den Mauern gestrahlt hat, dann finden die Musiker selbst vom geringsten Talent alle Beschäftigung. Loretten und Lebemänner, Studenten, Grisetten und Commis, Bummler und Bummlerinnen aller Klassen und Gattungen tanzen, walzen und polken vom Vauxhall nach dem Prado, vom Ambigu nach der Oper, und da den nächstfolgenden Tag Sonntag ist und der Carneval noch fortdauert, so fängt man den nächstfolgenden Tag wieder an.

In diesen Nächten hat Paris das hitzige Fieber. Es singt, es springt und schreit vom Morgen bis zum Abend; man braucht, um es zu bewachen, Stadtsergeanten und Municipalgardisten; bei dem qualmenden Scheine der Lampen bewacht man es, bis der Tag anbricht.

Zuweilen geschieht es, daß am Tage nach einer der stummen schweigenden Nächte dieser Winkel von Paris, wo der Tanz sich niemals bewegt, wo die Musik sich nie hören läßt, irgend ein schönes vierzehn- oder fünfzehnjähriges Mädchen fortgeht, um die Quadrillen des Carnevals zu hören. Sie heißt Josephine oder Rosalie, aber es dauert nicht lange, so nennt sie sich Türkise oder Korallenblüthe. Korallenblüthe wird ein Mädchen, welches in Aufnahme kommt, und Josephine kehrt nicht mehr dahin zurück, wo ihre verhängnißvolle Schönheit sich entwickelt hat — höchstens vielleicht einmal, um einem Sarge zu folgen.

Seit einigen Jahren haben die hitzigen Fieber des nächtlichen Paris an Heftigkeit zugenommeu; mehr als jemals haben die Rosalien und die Josephinen sich in Korallenblüthen und in

Türkisen verwandelt — man tanzt auf mehr Bällen, man tanzt länger, man tanzt mit Wahnsinn.

Aber in jenen umfangreichen düsteren Stadttheilen hört man selbst während der tollsten Nächte, während die meisten Lichter funkeln, während die Musik am rauschendsten erschallt, immer noch weiter nichts als unheimliches Geschrei oder Wehklagen; man sieht bei dem bleichen Scheine der letzten Laternen weiter nichts als den Schattenriß des verspäteten Trunkenbolds oder des frühen Arbeiters.

Es giebt wenig, o sehr wenig Leute, welche dies traurig stimmt; es giebt deren sogar wenige, welche dadurch zum Nachdenken angeregt werden — die übrigen sagen: Was kommt weiter darauf an?

In einer dieser Decembernächte fand in einem prachtvollen Hotel der Rue d'Anjou im Faubourg Saint Honoré ein glänzender Ball statt und da es die Gräfin von Grandbel war, welche diesen Ball gab, so war der vornehmste, eleganteste und intelligenteste Theil jener kleinen Welt, welche man ganz Paris nennt, hier versammelt.

Der Gast, dem der Leser im Hotel Grandbel am sichersten zu begegnen glaubt, ist ohne Widerspruch Regis Desaubiers, nicht wahr? Der Leser erlaube dem Schicksal, seine Erwartung zu täuschen. Regis ist zu dieser ersten Soirée der Gräfin Louise von Grandbel nicht einmal eingeladen worden.

Man gestatte, daß an seiner Statt man den Grafen Gabriel von Floves vorstelle. Sieh Dir unsern Gabriel genau an, lieber Leser. Würdest Du ihn wohl wieder erkannt haben? Nicht wahr, er ist nicht mehr derselbe Mensch? Nicht wahr, er sieht glücklich aus? Nicht wahr, er scheint unter den jungen Leuten, welche diese Salons füllen, der jüngste, der eleganteste, der schönste zu sein und am hellsten von Freude, Liebe und Stolz zu strahlen?

Ja, seit zwei Monaten trinkt Gabriel das Leben mit vollen

Zügen, ein unbekanntes, heißes, berauschendes Leben; in zwei Monaten hat er die versäumte Zeit schon, oder doch so ziemlich, wieder einzubringen gewußt. In zwei Monaten hat sich das sanfte weiße Lamm, welches wir in Chantilly gesehen, in einen Löwen verwandelt.

Er ist einer von denen, welche diesen Winter glänzen. Ueberall gut aufgenommen, geht Gabriel überall hin. Seit zwölf Tagen ist Gabriel nicht ein einziges Mal vor Tagesanbruch zu Bett gegangen.

Vielleicht fürchtest Du, lieber Leser, daß seine Gesundheit, diese von dem Doctor Van Hoyden so sorgfältig und zärtlich gepflegte schwache Gesundheit bei dieser Lebensweise schnell zu Grunde gehen müsse — vielleicht zitterst Du schon für den armen Brustkranken. Aber theile Deine Besorgnisse nur Gabriel selbst mit und Gabriel wird Dir antworten:

„Ich wäre brustkrank! Bei meiner traurigen Existenz in Chantilly wäre ich es allerdings ohne Zweifel geworden, aber seitdem ich mich in der Welt bewege und mich amüsire, habe ich mich niemals besser befunden. Meine Muskeln sind wie von Stahl, meine Brust wie von Erz, meine Lunge die kräftigste, die es geben kann. Die Wissenschaft hat sich in mir geirrt und zwar aus einem Grunde, welcher der Wissenschaft eigenthümlich ist, sie wußte nichts. Da meine Lebensweise mir übrigens zusagt, so bleibe ich auch dabei."

Was hast Du, lieber Leser, der Du für Gabriel von Floves zitterst, hierauf zu antworten? Seine vorgestrige Nacht hat er zwischen der russischen Gesandtschaft, wohin Herr von Grandbel ihn führte, und dem Rout des Lord Wordsmouth getheilt. Nach einem sogenannten Junggesellenfrühstück, einer Spazierfahrt im Wäldchen, einigem Verweilen im Schießstande und einer Stunde bei Grisier hat er einem Staatsdiner bei Mr. O'Neil beigewohnt.

Dann hat er eine Cavatine der Persiani gehört und hierauf bei Jules Brevanne bis sechs Uhr Morgens am Spieltische gesessen.

Heute, Freitag, zu Mittag setzte er sich bei dem Marquis von Osweb an die Tafel, welche diesem als Sarg diente, um sein Junggesellenleben zu begraben. Heute Abend, so eben, war er in der Oper. Jetzt ist er bei der Gräfin von Grandbel, wo er ohne Zweifel aus Gründen, die der Diplomatie des Herzens angehören, die Nacht beschließen wird.

Morgen — ja was morgen betrifft, so weiß ich wohl, daß Gabriel versprochen hat, Pferde von Crémieux zu versuchen, aber dies ist alles. Und was er später thun wird, weiß man noch nicht. Er hat es Niemandem gesagt, nicht einmal uns. Dennoch kann man überzeugt sein, daß morgen wie gestern der Gott des Vergnügens sein tägliches, vielleicht geheimnißvolles Opfer von Gabriel empfangen wird.

2.

Alle Uhren bei Frau von Grandbel schlugen die zweite Stunde nach Mitternacht. Gabriel hatte eben einen Contretanz beendet und seine Tänzerin auf ihren Platz zurückgeführt, als er fühlte, daß ihn Jemand leicht an der Schulter berührte.

„Ah," sagte er, indem er sich umdrehte, „Ferreol Bodimont!"

„Ja wohl, vom Kopf bis zum Fuße, mein lieber Gabriel! Allerdings bin ich auch weit leichter wieder zu erkennen als Du. Welche Veränderung! Ist es wirklich der schwermüthige Einsiedler von Chantilly, den ich hier wiederfinde? Zum Teufel, für einen Menschen, der sich so entschieden weigerte, nach Paris zu kommen, bewegst Du Dich in unserm Babylon mit ziemlicher Energie. Du kennst also die Grandbels?"

„Wie es scheint, hinreichend, um ihre Bälle zu besuchen, da Du mich hier findest. Und Du?"

„Ich bin Wechselagent des Grafen. Apropos, Du mußt auch mein Client werden.“

„O, ich werde ohne Zweifel nicht lange genug in Paris bleiben, um Deiner Dienste zu bedürfen.“

„Ah so! Was willst Du denn eigentlich in Paris?“

„Offen gestanden?“

„Ja.“

„Mit zwei Worten?“

„Sprich sie.“

„Ich bin hier, mein lieber Ferreol, ich bin hier, um Jagd auf die Liebe zu machen.“

„O! o! o! Bist Du noch nicht weiter, unschuldiger junger Mensch! Wohlan, mein Freund, eben so gut könntest Du im Wäldchen von Boulogne Jagd auf einen Tiger machen. Auf mein Ehrenwort, diese Kinder sind unglaublich. Die Liebe! Sie wollen die Liebe finden, weiter nichts. Wie jung sie doch sind, diese kleinen jungen Leute. Zum Glück dauert ihre Krankheit nicht lange. In der That, ich amüsire mich heute Abend sehr gut. Die Liebe! Und was willst Du damit machen, frage ich Dich? Du bist also wohl sehr reich, um an die Liebe zu denken. Und Du willst in Paris Jagd auf sie machen? Du bist ein niedliches Muster von Naivetät, mein Freund. Geh nach Deutschland, nach Schweden, nach Norwegen und in alle andern Länder des Nordens; geh nach Nubien, nach Abyssinien, nach Zanzibar und alle anderen Länder des Südens; geh zu den Wilden Amerika's oder Australiens, wenn Du wirklich Jagd auf die Liebe machen willst, vergeude aber Dein Pulver und Blei nicht in Paris.“

„Bist Du fertig, Ferreol?“

„Ja, ich bin fertig; wenn Du aber bei Deinem extravaganten Unternehmen beharrest, so habe ich erst angefangen. Sag, Gabriel, hast Du schon etwas erlegt? Oeffne mir ein wenig Deine Jagdtasche.“

„Ach Ferreol, vor kaum einem Monat glaubte ich die reizendste Taube — Du weißt, den Vogel der Venus — erlegt und, wie Du sagst, in meine Schießtasche gesteckt zu haben."

„Nun — und?"

„Wie es scheint, war sie nur verwundet, denn eines Morgens flog sie davon."

„So geht es gewöhnlich, mein Freund. Wie mir aber scheint, hattest Du Dich selbst verwundet, denn Du bist auf einmal ganz schwermüthig geworden. Komm, setzen wir uns und erzähle mir Dein Abenteuer — dies wird Dir wohlthun, glaube mir."

Die beiden Schulfreunde setzten sich in den Hintergrund eines kleinen Boudoirs, wo gespielt ward, und Gabriel hob dann an:

„Ich bin seit zwei Monaten in Paris, seit dem Tage nach dem, wo Du nach Chantilly kamst und, wie ich gestehen muß, alle meine Ideen, meine Gewohnheiten, kurz mein ganzes Leben über den Haufen warfst. Ich mache Dir darüber keine Vorwürfe, Ferreol. Seit acht Tagen bewunderte ich Paris, als ich eines Abends in einem Boulevardtheater Paul Brevanne, einem dramatischen Schriftsteller begegnete, welchem mein Vormund früher einmal ärztlichen Beistand geleistet und der eines Tages nach Chantilly kam, um ihm dafür zu danken. Ich applaudirte von ganzem Herzen, als Paul mich erblickte. Wir erneuerten unsere Bekanntschaft. Er theilte mir mit, daß den nächstfolgenden Tag auf einem andern Theater die erste Vorstellung eines andern von ihm verfaßten Stückes stattfinden würde und lud mich ein, ihr beizuwohnen. „„Wir hoffen einen Erfolg,"" sagte er zu mir; „„auf alle Fälle werden wir, dafern das Stück nicht schmachvoll durchfällt, nach dem Theater soupiren. Ich lade Sie ein, kommen Sie; Sie werden dadurch die Theaterwelt kennen lernen, eine eigenthümliche Welt, wie Sie sehen werden!"" Ich nahm die Einladung an. Da der Erfolg ein sehr bedeutender war, so war das Souper nothwendig ein sehr heiteres.

Brevanne nannte mir die Namen der Schauspieler, der Schauspielerinnen und ihrer Freunde, als er, indem er mich einem Manne vorstellte, der anscheinend bei Allen in großem Ansehen stand, übrigens, wie er mir gesagt, ein vertrautes Verhältniß mit einer der Künstlerinnen hatte und außerdem geheimer Geschäftstheilhaber des Theaters war, einen Namen nannte, der mir auffiel. Dieser Mann war der Gatte einer Frau, die mir an jenem Abend noch unbekannt war, deren Bild aber, wie ich gestehen muß, eine Mitveranlassung zu meiner Abreise von Chantilly gewesen. Dieser Mann, dessen Frau ich, ohne sie zu kennen — wie ich nochmals sage — beinahe liebte, dieser Mann saß mir bei Tische gegenüber und — schweigen wir, Ferreol —"

In diesem Augenblick ging der Graf von Grandbel in der Entfernung von einigen Schritten an den beiden Schulkameraden vorüber. Ferreol fing an zu lachen.

„Du brauchst mir nichts weiter zu sagen, mein glücklicher Gabriel," bemerkte er, „und ich bitte Dich, meine herzlichsten Glückwünsche anzunehmen. Laß mich blos diesen armen Regis beklagen —"

„Warte einen Augenblick," hob der Erzähler wieder an. „Es thut mir jetzt leid, angefangen zu haben, dennoch aber glaube ich mich verbunden, die Geschichte vollends zu erzählen, um Dir zu beweisen, daß Du Dich in den Voraussetzungen, die Du in diesem Augenblicke machst, vollständig irrest.

„Als das Souper zu Ende war, hatte ich mit dem Grafen Bekanntschaft gemacht. Ach, wenn ich bedenke, daß dies der Mann ist, den Regis in seiner Uebertreibung mir als von Marmor und Bronze geschildert hatte! — kurz, am dritten Tag nach diesem Souper ward ich der Gräfin vorgestellt. Anfangs fand ich sie nicht ganz so schön, wie ich sie mir vorgestellt hatte, aber sie war es immer noch mehr, als nöthig war, um mir die Freuden, die

Qualen, die Begierden der ersten Liebe zu offenbaren. Uebrigens war sie vermählt, sie liebte überdies einen meiner Kameraden und bot mir auf diese Weise zwei Mal den unwiderstehlichen Reiz der verbotenen Frucht. Bei dem dritten Besuche traf ich die Gräfin allein. Um so toller verliebt, als ich hauptsächlich mit meiner Einbildungskraft liebte, wagte ich, viel zu wagen. Ich überreichte ihr ein Tuch, welches — es würde zu lange dauern, wenn ich Dir sagen wollte, wie — in meine Hände gerathen war. Ich schwur in ziemlich netten Worten, daß mir eine solche Reliquie sicherlich nicht abhanden gekommen wäre. Ich setzte hinzu, daß nichts mich hinderte, es zu behalten, daß aber dieses einem Andern überlassene Liebespfand in meinen Händen glühe, seitdem ich die Dame kennte, welche es in ihren schönen Händen zerknittert. Mit einem Worte, ich sagte etwas Besseres als alles dies, ich sagte die Wahrheit, ich erzählte meine Träume, die, aus dem Duft ihres Tuches geboren, mich im Geiste nach ihrem Schlosse getragen und mein Streben nach Paris, wo ich wohl fühlte, daß ich sie wiederfinden würde. Ich besaß die ganze Beredsamkeit eines Knaben, der von der Schule kommt; ich besaß auch die Aufrichtigkeit und naive Gewalt eines solchen. Kurz, ich warf das zerknitterte Tuch ihr zu Füßen, bemächtigte mich eines andern, welches sie in der Hand hielt, und eilte hinaus, ohne zu warten, bis sie Zeit gehabt hatte, ein Wort zu entgegnen. Dies war meine erste Liebeserklärung.

„Acht Tage darauf — ich habe vergessen, Dir zu sagen, daß Regis in diesem Augenblick auf einer kleinen Reise abwesend war — acht Tage darauf begegneten wir, Louise und ich, uns im Boulogner Wäldchen bei schönem, trocknem Wetter an dem ersten Frosttage dieses Winters. Auf meinen Arm gestützt, sagte die Gräfin in sanftem Tone zu mir:

„Sie sind mir ganz gewiß tiefe Dankbarkeit für die Nachsicht

schuldig, womit ich das Geständniß Ihrer Liebe aufgenommen habe, mein Freund. Wenn ich es aber nicht zurückgewiesen habe, so habe ich es auch eben so wenig angenommen. Hören Sie mich an. Sie begreifen, daß eine Frau durch die Macht der Umstände verleitet werden kann, einen Fehler, ein Verbrechen zu begehen und ihren Mann zu betrügen. Sie wird aber dann ihr ganzes Leben dafür büßen müssen; ihr Gewissen wird sie noch härter strafen als die Welt, wenn die Welt ihr Geheimniß durchschauet. In der Liebe aber, in der unwiderstehlichen Liebe, welche ihren Fall herbeigeführt, liegt ihre ganze Entschuldigung, wenn sie eine solche hat. So lange diese Liebe dauert, ist sie daher nicht ganz verloren. Sie wird dadurch innerlich gehalten und aufgerichtet, mit einem Worte, eben ihr Verbrechen tröstet sie über ihr Verbrechen. Wenn sie dann durch den beklagenswerthesten Zufall noch einmal liebt, so muß sie es in ihrem tiefsten Innern verbergen — dieses neue Verbrechen, welches weit größer ist als das erste, muß im Keime sterben. Den Mann, von welchem man den Namen erhalten, lächerlich unglücklich gemacht zu haben, ist schändlich; den Mann, von welchem man die Liebe empfangen, ebenfalls unglücklich und ebenfalls lächerlich zu machen, ist abscheulich und richtet die Frau auf immer zu Grunde. Sie, zu dem ich auf diese Weise spreche, Gabriel, und der Sie kein gewöhnlicher Mensch zu sein scheinen, Sie wollen mich nicht zu Grunde richten, nicht wahr nicht? Wohlan, dann gestatten Sie mir, Sie nicht zu lieben. Helfen Sie mir mich vor unausbleiblicher Reue bewahren. Sie sind ebenfalls strafbar. Ein starker Mann würde sich nicht mit verliebten Träumen getragen haben, oder er hätte wenigstens die von seinem Freunde geliebte Frau niemals zu sehen gewünscht. Regis war Ihr Freund. Sie waren wenigstens sein Vertrauter. Ich bin offen gegen Sie, zu offen, fürchte ich. Ich glaubte, Regis zu lieben und — ich irrte mich vielleicht. Ein großes Glück war

vielleicht für mich in den Schätzen der jungen Leidenschaft Ihres Herzens verborgen, aber ich darf, ich kann nicht mehr lieben, ohne Schmach auf mich zu laden — schonen Sie daher uns beide! Nach dem, was ich Ihnen gesagt habe, kann ich Regis nicht wiedersehen; ich werde ihn auch nicht wiedersehen; es ist alles aus zwischen ihm und mir, dies schwöre ich. Ich werde Ihnen eine Freundin, eine Schwester sein. Sie werden nicht suchen, mich allein zu finden, und aus der Ferne werden Sie die Frau, die Sie jetzt zum letzten Male Gabriel nennt und mit Bedauern, aber unwiderruflich, dem Glück der letzten und vielleicht wirklichen Liebe entsagt, inniger lieben, besser verstehen und höher schätzen."

„Solche Worte, auf eine sich eben entzündende Liebe fallend, waren Oel in's Feuer. Ich bestürmte die Gräfin, weit entfernt, ihrem Wunsche zu gehorchen, mit Bitten und Betheurungen. Sie war unerschütterlich und warf mir, indem sie wieder in ihren Wagen stieg, das bewundernswürdigste und herausforderndste Niemals zu, welches je einem Frauenmunde entfallen. Als ihr Wagen fortfuhr und als ich eben wieder nach dem meinigen gehen wollte, erblickte ich, als ich mich umdrehete — Regis! Er war an diesem Tage nach Paris zurückgekommen. Im Hotel Grandbel hatte man ihm gesagt, daß Madame im Wäldchen sei. Er war hinausgeeilt und mit jenem wunderbaren Instinkt, der uns rascher in Abgründe führt als in Rosengärten, war er gerade zur rechten Zeit gekommen, um hinter einem Gebüsch den ganzen delikaten Theil der Conversation mit anzuhören.

„Morgen früh," sagte Regis zu mir, „werden Sie den Besuch meiner Secundanten empfangen und ihnen die Ihrigen nennen. Der Beweggrund unseres Zweikampfes wird ein Zwist wegen — wegen unserer Pferde sein; wir wollen annehmen, ich hätte beleidigende Aeußerungen gegen Sie gethan."

„Am nächstfolgenden Tage, ein Uhr Mittags, wartete ich noch

mit Brevanne und einem ihm befreundeten Officier, als Regis endlich kam. Er hatte — dies sagte er nur mir — sich so eben mit Herrn von Grandbel geschlagen, der ihn am Abend vorher bei seiner Frau in dem Augenblick ertappt, wo Regis thörichterweise im Begriff stand, sie zur Rede zu stellen und mit Vorwürfen zu überhäufen.

„Herr von Grandbel ist leicht verwundet," fuhr er fort. „Was uns betrifft, mein Freund, so werden wir uns nicht schlagen. Denke Dir, daß ich mich diese Nacht an einem Spieltische, wo ich mich zu zerstreuen suchte, leidenschaftlich, ja höchst leidenschaftlich in ein kleines Wunderkind, Namens Türkise, verliebt habe. Die Gräfin liebe ich nicht mehr, gar nicht mehr, und ich, der ich mich diesen Morgen noch für sie geschlagen, weil einmal alles besprochen war, ich finde, daß es lächerlich wäre, mich morgen noch einmal wegen ihr zu schlagen. Türkise erwartet mich in meiner Wohnung — also auf Wiedersehen!"

„Auf diese Weise verließ mich Regis. Ich habe ihn seitdem nicht wiedergesehen."

„Du wirst zugeben, mein lieber Gabriel," unterbrach Bodimont, „daß die Gräfin mit Dir gesprochen hat, wie eine Heldin in einem Romane von George Sand, und daß sie ohne Scherz sich Dir als ein Weib von wahrhaft höherer Art offenbart hat."

„O, jetzt bist Du der Jugendlichere von uns beiden, Ferreol! Was ich Dir eben erzählt habe, geschah vor ungefähr vier Wochen. Wohlan, vor vierzehn Tagen komme ich einmal hierher. Man hatte mir gesagt, daß die Gräfin in diesem Boudoir wäre, in demselben, wo wir jetzt sind. In dem Augenblick, wo ich den Thürvorhang heben will — bemerke wohl, daß die Teppiche meine Tritte unhörbar gemacht hatten — höre ich das Geräusch eines Kusses und dann das Wörtchen: Schweig! Ich warte eine Minute, ich huste und trete ein. Die Gräfin war in einer Unter-

haltung mit ihrem Cousin, dem Fregattencapitain und ihrem kleinen Papagai Myrta begriffen."

„Sie sind ein Verleumder, Herr von Floves. Die Gräfin hatte Myrta geküßt und Schweig beweist nichts."

„Das gebe ich zu, wenn aber die Heldinnen der George Sand und die Frauen höherer Art Papagaien haben können, so erröthen sie doch nicht darüber, sie in Gegenwart eines Cousins geküßt zu haben. Mein Gott, alles das ist die Welt, mein lieber Ferreol, es ist das Leben, es ist die menschliche Schwäche. Dies gilt von Regis, dies gilt von der Gräfin, dies gilt von Allen, welche im guten Glauben geschworen haben, daß sie ewig lieben werden."

„Und Du sagst, Gabriel, daß Du erst seit zwei Monaten in Paris bist? Zum Teufel! welche Kenntniß des menschlichen Herzens! Dann verzichtest Du wohl auf Deine Jagd — Du wirst nicht mehr lieben, nicht wahr nicht?"

„Ich, Ferreol! ich nicht mehr lieben! Ha! ich weiß nicht, ob es lange dauern wird, aber selbst in dem gegenwärtigen Augenblick liebe ich nicht, nein, ich bete an!"

Mit diesen Worten und sich plötzlich erhebend, stürzte Gabriel aus dem Boudoir.

„Der Jäger hat eine Fährte gefunden," sagte der Wechselagent lächelnd bei sich selbst.

3.

„Auf dem Schlosse Nogent les Vierges," hatte Regis Desaubiers zu Gabriel gesagt, „ist jetzt auch eine liebenswürdige Cousine der Frau von Grandbel, eine reizende junge Wittwe, anwesend, welcher Du den Hof machen kannst, wenn Du nicht lieber warten willst, bis sie Marquise von Oswed ist, denn sie steht im Begriff, sich wieder zu vermählen."

In der That soll eine Woche nach dem Tage, oder vielmehr nach der Nacht, wo wir Gabriel von Floves auf dem Ball bei der Gräfin wiedergefunden haben, Bertha von Villegarde Marquise von Osweb werden. Es wird sogleich drei Uhr schlagen, Herr von Osweb ist schon lange da. So eben aber kommt erst Frau von Villegarde, und eben weil Gabriel sie hat in den Salon treten sehen, welcher das Vorzimmer des Boudoirs bildet, wo Gabriel und Ferreol vor einigen Minuten mit so vieler Discretion plauderten, hat Gabriel seinen Freund so plötzlich verlassen.

Der Engel — denn man wird sie immer Engel nennen — welchen Gabriel von Floves anbetet, ist die künftige Marquise von Osweb. Der Gegenstand dieser Anbetung ist eine Kokette, ein Weib, welches ohne Huldigungen, Glanz und Geräusch nicht leben kann! ein Wesen, welches sich freut über den Haß, den Neid und die Eifersucht, die ihre Schönheit, ihre Grazie und ihre Eleganz überall auf ihrem Wege erwecken.

Fähig, wahrem Gefühle durch wahre Gefühle zu entsprechen, wenn die Eitelkeiten, welche sie beherrschen, dabei ihre Rechnung finden, ist sie auch fähig, Thorheiten zu begehen, die man für Ausbrüche von Leidenschaft halten kann, wenn diese Thorheiten großes Aufsehen zu machen versprechen und den Ruf einer außerordentlichen Frau begründen können.

Mit einem heißen Kopfe und einem kalten, nur durch Zufall lauen Herzen begabt, kann Frau von Villegarde durch nichts von einer Extravaganz zurückgehalten werden, wenn ihr Kopf das Herz entzündet und ihr Herz mit sich fortreißt. Obschon die Flamme, welche uns alle beseelen soll, bei ihr sonach am unrechten Orte lodert, so könnte sie doch zu denselben Resultaten gelangen, wie das ächte Weib, welches sich durch die Leidenschaft des Herzens hinreißen läßt. Während aber die Existenz einer solchen durch die Fiebergluth verändert, bestimmt und beherrscht wird, war bei

Bertha die Rückwirkung eine sehr rasche und schon am nächstfolgenden Tage konnte man sie ruhig sehen bis zur Kälte und gleichgültig bis zur Grausamkeit.

Gabriel war schön, wir haben dies schon gesagt. Er besaß jene magnetische Schönheit, welche in dem Innern dessen, der sie trägt, einen reichen Schatz jugendlicher Anmuth, poetischer Liebe und warmer Zuneigung offenbart — ein jungfräulicher blanker Degen, dessen durchsichtige Scheide die Klinge sehen läßt!

Schon bei jenem Souper, wo er Herrn von Grandbel kennen gelernt, freundlich aufgenommen, ward der junge und liebenswürdige Gabriel von Floves dies in den Salons der Gräfin noch mehr und auf noch zartere Weise.

Während die jungen Personen, die sich hier begegneten, wenig auf ihn achteten, denn er schien ihnen nicht auffällig, nicht dreist, nicht geckenhaft genug, folgten ihm die Frauen wohlgefällig mit den Augen und hörten ihn lächelnd und zuvorkommend an.

Gabriel fühlte dies. Er ward dadurch zuweilen ein wenig beunruhigt, verlor aber niemals etwas von seiner verführerischen Frische.

Er hatte die ephemere Liebschaft Louisens mit Regis auf ernste Weise gestört, er hatte das Gemüth der Frau von Villegarde in Feuer und Flammen gesetzt — er hatte sogar in dem gefühlvollen Winkel ihres Herzens alles über den Haufen geworfen und endlich ihre Koketterie so vollständig aus dem Sattel gehoben, daß eines Abends und zwar gerade am Abend des Tages, wo die Gräfin ihren Papagei geküßt, während sie mit ihrem Cousin plauderte, Bertha ungeschickterweise unserm Freunde Gabriel hatte sehen lassen, daß jedes zärtliche Gefühl, welches sie besaß, ihm zu Gebote stand.

Aber der Marquis von Oswed?

Ach ja, der Marquis von Oswed. Dieser ist ein an allen

Höfen wohlangesehener Diplomat, vierzig Jahre alt, mit beinahe allen europäischen Orden decorirt und im Besitz von hunderttausend Livres Renten. Er liebt Bertha mit der ganzen Liebe, welche ein Diplomat fühlen kann; er ist ein Mann von Takt, von Geschmack, von Geist — mit einem Worte, der passendste Ehemann, den ein junges ehrgeiziges Mädchen, oder eine vernünftige Frau wünschen kann. Nächsten Freitag wird er sich mit Frau von Villegarde vermählen. Dies ist bestimmt abgemacht, unterzeichnet, angekündigt und bekannt. Man preist ihn überall als den glücklichsten aller Männer und er läßt sich gehen, denn er ist bei sich selbst fest davon überzeugt.

Wenn in der Liebe die Frau zufällig oder vorsätzlich und von Aufrichtigkeit getrieben ihr Herz zuerst öffnet, dann gehen die Dinge sehr schnell. Die Liebe ist ein sehr kurzes Buch, dessen längstes, oft schönstes Kapitel die Vorrede ist. Wenn die Liebenden sie in Folge eines übereilten Geständnisses von weiblicher Seite überspringen oder zerreißen, dann ist man bald am Ende des Bandes.

Bertha und Gabriel hatten sich daher rasch verstanden. Man kennt jenen nicht immer klaren Ausspruch von Balzac: Die Liebe ist die Dankbarkeit des Vergnügens. Und Gabriel hatte ein so lebhaftes, ein so stolzes Vergnügen daran gefunden, sich von Frau von Villegarde geliebt zu sehen, daß er aus Dankbarkeit unverweilt begonnen hatte, sie anzubeten.

Ohne Zweifel wird man es nicht glauben wollen, wenn man hört, bis zu welchem Grade von Leidenschaft Gabriel und Bertha gediehen sind. Man wird den Beweis für unmöglich erklären, aber deswegen bleibt es nicht weniger wahr, daß morgen Sonnabend um eilf Uhr Nachts Gabriel von Floves mit Frau von Villegarde entflieht. Morgen entfalten diese Turteltauben ihre Schwingen und fliegen weit von Paris hinweg. Morgen gehen sie, ihr

Glück in einer Fischerhütte an der Bai von Audierne, am Gestade jenes Oceans zu verbergen, welcher unendlich ist wie ihre Liebe.

Wie! Gabriel will schon Paris verlassen? Ist das möglich? Ach, um Bertha's, um seiner Bertha willen würde Gabriel die Erde und das Leben verlassen, überzeugt, den Himmel da zu finden, wo sie sein würde.

Aber die Welt, die Welt der Frau von Villegarde, was wird diese dazu sagen? — Alles, was sie Lust hat. Uebrigens wird sie sich dann gezwungen sehen, die wirkliche Liebe, die ächte Leidenschaft in der erhabenen Thorheit einer Frau anzuerkennen und zu bewundern, welche die Männer, die unwürdig sind, ihr zu gefallen, und die auf sie eifersüchtigen Frauen so oft beschuldigt haben, daß sie nicht lieben könne.

Aber, Madame, bedenken Sie wohl, die Gesellschaft hat ihre gerechten Forderungen, welche die Bürgschaft ihrer Existenz und ihrer Moralität sind — werden Sie wenigstens Herrn von Floves heirathen?

Das weiß ich nicht. Er wird Alles thun, was ich will, das arme Kind. Ist er nicht so zartfühlend gewesen, mir, als er mir seine Liebe gestand, zugleich zu gestehen, daß er brustkrank ist, daß er bald sterben muß? Wohlan, ich will, indem ich ihm die Welt opfere, ihm in seinen letzten Jahren so viel Glück spenden, als Gott ihm in einem langen Leben gespendet haben würde.

Aber dennoch, Madame, werden Sie einmal nach Paris zurückkommen müssen. Wie werden Sie dahin zurückkommen?

O, darum mag die Welt sich nur unbekümmert lassen. Ich werde mir schon eine triumphirende Rückkehr zu bereiten wissen. Mitten im Winter, mitten in den gefülltesten Salons! Die Frauen werden mich „liebe Freundin" nennen und mich um einen Triumph mehr beneiden. Die Männer werden sich zu, zu glücklich schätzen, die Spitze meines Handschuhes küssen zu dürfen.

Aber dann ist auch noch der Marquis von Oswed da, der gegenwärtig vielleicht das Recht hat, bei Ihren Entschlüssen in Anschlag gebracht zu werden und der sich noch für den glücklichlichsten aller Männer hält.

Nun, er möge fortfahren, es zu glauben. Er ist ein ausgezeichneter Diplomat, er muß zu schweigen und zu warten verstehen.

Gegenwärtig tanzt Gabriel mit Bertha. Ihr gegenüber ist Frau von Grandbel und der Fregattencapitain. Herr von Oswed spielt in dem Boudoir, Herrn Bodimont gegenüber. Er spielt friedlich wie der glücklichste der Männer, der er ist, und Herr von Grandbel, der so eben verloren hat, liebkost den Papagei Myrta — ein allerliebstes kleines Thier, welches eine Tugend besitzt, die man bei seines Gleichen sehr selten antrifft — Verschwiegenheit.

Nach der Quadrille setzen Bertha und Louise sich mit einander auf ein Sopha und Gabriel promenirt Arm in Arm mit Christian von Vely, dem Marineofficier, trotz dessen er seine Besuche bei der Gräfin fortgesetzt hat, dem Cousin, welcher er diese zu Gunsten der Cousine verziehen. Es wird zwischen diesen letztern Personen nichts Wichtiges gesprochen — hören wir daher den andern zu.

„Ich glaubte, liebe Freundin“, sagte die Gräfin, „Du würdest uns heute in einer blendenderen Toilette als je, in einem wahren von Dir selbst verfaßten Gedicht von Eleganz und Verführung erscheinen. Aber ich sehe, daß Du meinen Salon einer solchen Ehre nicht würdig geglaubt hast und daß Du Dich für die außerordentliche Soirée aufgespart hast, welche morgen Lady Normanby giebt.“

„Erstens, liebe Freundin, wünsche ich Dir Glück zu dem Witz, mit welchem Du meine heutige Toilette kritisirst,“ antwortet Frau von Villegarde. „Dann werde ich mich herablassen, Dir zu sagen,

daß ich bis um ein Uhr auf Frau von Baissieux, meine Schneiderin, gewartet. Mein Kleid kam, als ich eben in den Wagen stieg. Ich habe es Dir geopfert und du weißt nun, warum ich so spät auf Deinen Ball gekommen bin."

„Ach arme Bertha, so ist es also! In der That, ich sagte bei mir selbst: Dieses Kleid von indischem Musselin —"

„Mit englischen Spitzen und drei Bouquets von Smaragden. Ach, theure Freundin, es wird — es wäre entzückend gewesen — auch meine Krone wäre von Smaragden gewesen mit einem einzigen großen Diamanten."

„Wird man Sie morgen bei Lady Normanby sehen?" fragte der Fregattencapitain unsern Freund Gabriel in dem Augenblick, als sie mit einander an der Thür des Boudoirs vorbeigingen, wo man spielte.

„Ich weiß es nicht —, ich glaube nicht — ich weiß nicht gewiß, ob ich können werde," antwortete Gabriel, der leise zu sich selbst sagte: „O morgen zu der Stunde, wo alle Welt sich Grimassen machen wird, werde ich bei ihr sein, auf dem Wege nach der traulichen Oase in der Wüste."

„Christian," ruft Herr von Grandbel, „komm und mache eine Partie mit! Setz Dich hierher, mir gegenüber."

Die Cousins sind gegen die Männer ihrer Cousinen stets sehr gefällig und nachgiebig.

Christian läßt Gabriels Arm los und dieser stützt sich auf die Lehne des Sophas, wo die Gräfin so eben Frau von Villegarde einen Augenblick lang allein gelassen hatte.

„Morgen um eilf Uhr bei Ihnen, nicht wahr?" sagte er.

„Wie, bei mir! Auf so ersichtliche Weise?"

„Aber Sie haben es ja selbst so bestimmt. Ein Reisewagen soll uns an der Gartenthür erwarten. Dabei bleibt es, nicht wahr?"

„Ja — ja, Gabriel."

„Bertha! Sie lieben mich?"

„Vielleicht — richten Sie sich auf — da kommt Louise."

Als Gabriel sich entfernt, begegnet er Ferreol, der aus dem Boudoir kommt und zu ihm sagt:

„Du weißt, daß morgen der erste Ball in der großen Oper ist. Komm hin; wir werden mehr oder weniger maskirt sein. Hautoy wird sich auch mit noch einigen lebenslustigen Freunden einfinden. Wir wollen uns einmal recht ordentlich amüsiren und werden für das Souper eine intelligente Wahl treffen. Bist Du damit einverstanden? Kommst Du?"

„Ich glaube nicht – ich weiß es nicht gewiß."

„Ah, ich verstehe! Du willst Dich auch bei Lady Normanby langweilen."

„Nein, ich gehe nicht hin — o nein!"

„Wo gehst Du denn dann sonst hin?"

„Wo ich hingehe?" sagte Gabriel, der von weitem Bertha ihm auf der Spitze ihres Fächers einen für alle Welt unsichtbaren Kuß zusenden sah; „ich gehe dem Glück entgegen."

„Welch ein Jäger!" sagte Bodimont bei sich selbst.

4.

Als unser Held erwachte, fand er auf dem Tisch neben seinem Bett einen Brief von seinem Vormund. Es war der vierte, den der gute Doctor seit seinem Verweilen in Amsterdam dem Undankbaren schrieb. Diesmal beklagte er sich bitter über das hartnäckige Schweigen seines Schülers und erkundigte sich ängstlich nach seiner Gesundheit. Er meldete ihm zugleich, er habe seine theure Kranke, seine Schwester, in einem sehr gefährlichen Zustande angetroffen, er könne sie keinen Augenblick verlassen und wisse daher noch nicht, wann er nach Chantilly zurückkommen werde.

Gabriel hatte den entsetzlichen Muth, an Van Hopden einen langen Brief zu schreiben, den er von Chantilly datirte und den er mit Lügen aller Art anfüllte, unter welchen jedoch das Wort Paris sich wohl hütete, zu Vorschein zu kommen.

„Heute Abend," sagte er zu dem alten Magloire, dessen Haar über die Lebensweise, welche sein junger Herr angenommen, immer schneller ergrauete, „heute Abend werde ich eine kleine Reise antreten. Du wirst einen Spaziergang nach Chantilly machen und dort diesen Brief auf die Post geben."

„Herr Gabriel, wenn Sie mir einige kurze Bemerkungen erlauben wollten —"

„Ich erlaube nichts dergleichen. Befolge pünktlich meine Befehle und hüte Dich, in irgend einer Beziehung davon abzuweichen."

Der Tag ward Gabriel sehr lang. Die Stunden schleppten sich mit bleiernen Füßen über die tausendmal befragten Zifferblätter hin.

Endlich um zehn Uhr trabten die Postpferde in den Hof des kleinen Hotels, welches Gabriel in der Rue d'Astory gemiethet, und eine halbe Stunde später trat Van Hopden's Schüler, nachdem er den Wagen auf den Boulevard des Invalides an die Stelle geschickt, wo der zur Wohnung der Frau von Villegarde gehörige Garten seinen Ausgang hatte, durch die Rue de Varennes mit zitterndem Herzen bei der Geliebten ein.

Frau von Villegarde schickte, als sie Gabriel sah, ihre beiden Zofen, welche sie zum Balle ankleiden zu sollen schienen, fort und beeilte sich, das Wort zu nehmen.

„Mein Freund," sagte sie, „ich habe Sie schon mit Ungeduld erwartet. Sie müssen mir verzeihen und mit Ihrer theuren angebeteten Stimme Ja sagen, wenn ich Sie bitte, unsere Abreise auf morgen zu verschieben."

„Auf morgen, Bertha! Auf morgen! Und warum? Schon

seit acht Tagen haben wir den Entschluß gefaßt, der uns so glücklich machen soll und dessen Ausführung Sie gleichwohl hinausschieben. Wenn Sie mich lieben, warum dieses Zögern?“

„Eine Weibergrille.“

„Aber doch —“

„Wohlan, mein Herr, wenn ich es Ihnen gestehen muß — ich wünsche den Ball der Lady Normanby zu besuchen. Sehen Sie hier dieses Kleid; es ist ein Meisterwerk, geschaffen, um gesehen, bewundert und beneidet zu werden. Da ich dieses Kleid nicht gestern bei Frau von Grandbel habe zeigen können, so will ich es diesen Abend zeigen — es wäre ein wahrhafter Mord, wenn ich —“

„Und einen andern Grund zum Aufschube unserer Abreise haben Sie nicht?“

„Nein, mein Freund — ein Beweis, daß ich Sie liebe.“

„Unsere Träume von Glück für diese Nacht der Flucht werden also —“

„Aber, mein armer lieber Freund, sie werden sich ja verwirklichen, unsere Träume von Glück! Sind Sie meines Herzens, meiner Seele nicht sicher?“

„Ach Bertha, Bertha!“ rief Gabriel, während er taumelnd in einen Sessel sank.

„Mein Gott! man sollte meinen, Sie wollten Thränen vergießen, Kind! Hören Sie — so eben fällt mir etwas ein — es ist der tollste und entzückendste Einfall, den man haben kann. Ich werde auf diesen Ball gehen, ich werde dort eine Stunde bleiben, eine halbe Stunde, einen Augenblick, blos so lange als nöthig ist, um meine Toilette ein wenig beneiden zu lassen. Sie werden auch hinkommen und dann reisen wir noch in dieser Nacht ab. Sie entführen Ihre Geliebte im großen Ballstaat — ist das nicht herrlich? Man wird den ganzen Winter von weiter nichts sprechen.“

„Nein, Madame,“ antwortete Gabriel kalt, indem er sich erhob. „Ich werde Sie nicht dem Balle entführen, wo Sie Königin sein werden; ich werde Sie nicht der Welt, den Triumphen, dem Herrn Marquis von Osweb und den Höfen entführen, an welche er Sie führen wird. — Ich bedauere nur eins, nämlich, daß Sie sich einen Augenblick lang der Gefahr ausgesetzt haben, alles dies zu Gunsten eines Menschen zu verlieren, der so dumm gewesen ist, zu glauben, daß Sie ihm den Vorzug vor einem Ballkleide einräumen könnten!“

„Gabriel!“ rief Frau von Villegarde.

Gabriel aber, der sich, indem er seine kleine Rede hielt, der Thür genähert hatte, konnte sie nicht mehr hören. Die leidenschaftliche Bertha blieb nicht weniger als fünf Minuten in dem Sessel sitzen, wo Gabriel sie angehört; sie gab sich den philosophischsten Betrachtungen hin und erwachte aus denselben blos, um Gott zu danken, daß er sie noch in dem Augenblicke gerettet, wo sie ohne Zweifel im Begriff stand, sich auf immer in's Verderben zu stürzen. — Dann klingelte sie ihren Frauen und fuhr in ihrer Toilette weiter fort.

Gabriel von Floves ging einige Minuten lang mit gesenktem Haupte die Rue de Varennes entlang. Als er die Augen wieder emporrichtete, war er um die Ecke gebogen und befand sich auf dem Boulevard des Invalides, dicht vor seinem Reisewagen.

Er stierte einige Secunden lang die funkelnden Laternen des Wagens an, ohne sie zu sehen, und rief dann wie aus einem Traume erwachend:

„Postillon! nach dem Opernhause!“

5.

Als Gabriel im Opernhause ankam, warf er einen Blick in den Foyer und fand denselben eben nicht einladend. Er ließ sich

eine Loge öffnen. Nun schauete er in den Saal hinab, hörte jenes furchtbare Orchester, wo Messinginstrumente und Trommeln einander zu überbieten suchen, und überließ sich ganz dem Rausche dieses seltsamen, wunderbaren, wilden Schauspiels, welches in der Welt nicht seines Gleichen hat.

Eine lange Zeit verging, ohne daß er es bemerkte, während er die Stirn auf beide Hände stützend, sich immer mehr und mehr in dieses Schauen versenkte.

Unser Freund dachte nicht mehr an seine von der Pfanne gebrannte Entführung; er dachte weder an Bertha von Villegarde, noch an Louise von Grandbel. Geblendet und betäubt dachte er an weiter nichts, als die unermeßliche Saturnalie in allen ihren Einzelnheiten zu sehen, als plötzlich mitten aus einer Quadrille eine Stimme bis zu ihm und für ihn emporstieg:

„He! he! da oben! Engel! Erzengel! Heda, Erzengel Michael oder vielmehr Gabriel — fliege nicht fort — ich bin sogleich bei Dir!“

Gabriel erröthete wie ein junges Mädchen. Er erinnerte sich dieser Stimme, ohne sagen zu können, wo er sie gehört hatte. Es war die einer augenscheinlich jungen Dame mit einer kirschrothen sammetnen Jockeimütze auf dem Kopfe, feinen Schuhen an den Füßen und bloßem Halse. Ihre übrige Kleidung bestand blos in weiten Pantalons von rothem Atlas, die gegen das gestickte, mit feinen Spitzen besetzte Hemd vortheilhaft abstachen und mit einer bunden Kaschemirschärpe umgürtet waren. Diese junge Dame trug überdies Brillanten in den Ohren und an den Händen.

„Gedulde Dich ein wenig, Erzengel“, hob sie bald darauf wieder an, „ich werde ein paar Worte mit Dir sprechen.“

Gabriel suchte sich auf den Namen dieser Dame zu besinnen. Dieser Name schwebte ihm, wie man zu sagen pflegt, schon auf der Zunge, als ein männlicher nackter Arm durch das runde Guckloch der Logenthür fuhr und dieselbe ohne Weiteres öffnete.

Dieser Mann trug einen Schnurrbart, der sich um die Ohren ringelte, und eine ungeheure Nase, welche der ehrgeizigste Polichinell zu lang gefunden hätte. Auf einer gepuderten Perrücke trug er einen Trichter, der durch Bänder unter dem Kinn festgehalten ward. Aus seinem rothen, mit grünen Bändern decorirten Frack ragte anstatt eines Busenstreifens ein ungeheurer aus Truthahnfedern gefertigter aufgerollter Fächer. Das eine Bein in einer gelben Gendarmenhose, das andere in der Hälfte eines Pantalons von schwarzem Tuch, marschirte und tanzte er in einem Stiefelpaar à la Suwaroff. Seine Hände waren beschuhet, die eine mit Ziegenleder, die andere mit goldgestickter Seide.

„Wohlan," sagte er, indem er Gabriels beide Hände in die seinen faßte und ihn mit seiner langen Nase fast in's Gesicht stieß, „wir sind also wohl unserer schönen Liebschaften ein wenig überdrüssig; unsere schönen, kleinen, blonden Grafen dürsten also nicht mehr nach unsern schönen, großen, brünetten Gräfinnen!"

„Was wollen Sie damit sagen, mein Herr?" unterbrach ihn Gabriel, der nicht recht wußte, ob er lachen oder sich ärgern sollte.

„Mein Herr! — Du sagst zu Deinem Freunde m e i n H e r r? Nun, dann gehorsamster Diener, mein Herr!"

Und der Misanthrop faßte seine Nase, als ob es ein Hut gewesen wäre und nahm sie ernsthaft ab, um Gabriel zu grüßen.

Dieser erkannte Regis Desaubiers und fing an zu lachen. Sie theilten einander flüchtig ihre Erlebnisse mit. Regis pries mit Enthusiasmus die Vorzüge der Wittwe Türkise, als die Quadrille in einem langen Paukenwirbel ihre letzten Töne donnern ließ. Die junge Dame mit der rothen Mütze, welche Gabriel vorhin angerufen, sprang einem Feuerwehrmann auf den Rücken, ließ sich von einem auf der Galerie sitzenden Herrn die Hand reichen und sah sich mit einem letzten Sprunge in Gabriels Loge.

„Wie, Treuloser! Undankbarer!" schrie sie — denn auf dem

Maskenball der Oper spricht man wohl ein wenig in den Winkeln und in dem Hintergrunde der Logen, aber überall anderwärts schreit man; — „wie, wie, wie! Sie sind in Paris und Sie kommen nicht, um Ihre Huldigungen mir zu Füßen zu legen! Und Sie lassen mich vor Ungeduld, Sehnsucht und Liebe verschmachten! So reden Sie doch! Sie sind ja so stumm wie ein todtes Weib.“

Gabriel erkannte Escopetten.

„Verzeihen Sie, Madame,“ sagte er. „Am zweiten Tage meiner Ankunft in Paris begab ich mich nach der Rue de Provence, um meine Karte bei Ihnen abzugeben. Man sagte mir aber, daß —“

„Ach, leider ja, lieber Freund, so geht es im Leben. Als ich von Chantilly zurückkam, hatte man mich mittlerweile ausgepfändet. Das gefiel mir nicht. Und übrigens fühlte ich mich auch in der Rue de Provence nicht recht behaglich. Es wohnen dort Bankiers, die nicht immer die saubersten Geschäfte treiben — das widerte mich an.“

„Hast Du Ferreol gesehen, Escopette?“ unterbrach sie Regis.

„Ja, lieber Freund. Er ist in einer Loge zweiten Ranges, über uns, wo er schläft wie ein Krankenwärter — es ist die Loge Nr. 28, glaube ich. Geh und sage ihm, daß ich ihn liebe — Du bist mir hier unbequem, Deine Gegenwart genirt mich.“

„Du bleibst da, nicht wahr, Gabriel?“ sagte Regis, indem er die Loge verließ. „Ich werde Dich wieder aufsuchen — wir wollen zusammen soupiren.“

„Ja, ja,“ hob Escopette wieder an, als sie sich mit Gabriel allein sah, „deshalb zog ich in die Rue Fontaine, wo jetzt mein Leben dahinsprudelt. Ich habe die Wohnung und das Mobiliar der kleinen Topase Michon übernommen, die sich kürzlich philiströs verheirathet hat, die alberne Gans.“

„Was macht Herr von Hautboy?“ wagte Gabriel zu fragen.

„Er ist als Candidat für Seaux aufgetreten. O, er wird sein Geschäft machen. Er wird Deputirter werden. — Wie es scheint, steht er auch im Begriff, sich zu verheirathen. He, da unten, Koralle!" schrie Escopette sich unterbrechend. „Sie hört nicht, die kleine Närrin, sie hat nur Ohren für diesen Harlekin. Koralle, der Erzengel ist da, der Erzengel von Chantilly — Koralle!"

Als man auf diese Weise die Ankunft des Erzengels verkünden hörte, dreheten eine Anzahl Masken die Augen emporrichtend sich herum und da Escopette die Hand auf Gabriels Stirn gelegt hatte, so rief man: „Das ist der Erzengel; schauet, das ist der Erzengel!"

Die Witzworte der Männer und die freundlichen Begrüßungen der Damen trafen unsern Freund dicht wie Hagel. Er ward dadurch in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Zum Glück hörte Korallenblüthe nicht und es begann eine neue Quadrille.

„Ah, da bist Du, Herr Graf!" sagte Ferreol, indem er in die Loge trat. „Regis sagte mir, daß Du hier wärest, und ich eile herbei, um Dir Glück dazu zu wünschen. Sagt einmal Ihr Beiden, sprecht Ihr vielleicht von Geschäften? Komme ich Euch ungelegen? Sagt es mir ganz offen!"

„Durchaus nicht, durchaus nicht," sagte Gabriel, dem noch nichts eingefallen war, was er auf die witzigen schalkhaften Bemerkungen, die schönen Augen und die rothen Lippen seiner Gesellschafterin hätte antworten können.

„Grobian!" sagte Escopette, indem sie ihm einen Backenstreich gab, der sanft war wie eine Liebkosung.

„Wohlan," hob der Wechselagent wieder an, „was sagst Du zu all diesem?"

Und er zeigte auf den Saal.

„Ich, mein lieber Ferreol, ich kann gar nichts sagen — ich weiß nicht, was ich sagen soll — ich glaube zu träumen — ich

bin verblüfft, verwirrt, betäubt. Madame," fuhr er fort, indem er Escopettens Hand zu ergreifen wagte, „wird hoffentlich das Erstaunen eines armen Menschen aus der Provinz verzeihen."

„Ich, Erzengel? O, wer mich viel zu lieben weiß, dem weiß ich auch viel zu verzeihen."

„Aber schau doch! schau doch!" hob Ferreol wieder an, indem er den Arm nach dem Saal ausstreckend, Verse zu declamiren begann.

„Ah, Du bist jetzt wohl Dichter geworden?" unterbrach ihn Escopette. „Das ist lächerlich, lieber Freund. Man ist Dichter oder Wechselagent, aber man ist nicht Beides zugleich. Man ist reich, oder man hat keinen rothen Heller. Man darf nur eine Art und Weise haben, auf welche man dumm ist, aber dabei muß man bleiben. Willst Du vielleicht auch heirathen, um Dir vollends den Rest zu geben?"

Ferreol fuhr in seinen unterbrochenen Versen weiter fort.

„Ach, lieber Freund," hob die tolle Lorette wieder an, „wenn Du fortfährst, uns auf diese Weise die Sprache der Götter vom Ende des Pont des Arts vorzusingen, so gehe ich meiner Wege."

Der Wechselagent fing wieder an zu declamiren und Escopette öffnete die Thür.

„O Madame!" rief Gabriel, um sie zurückzuhalten, da aber Ferreol nicht zum Schweigen zu bringen war, so verschwand die schöne Escopette, ehe noch Gabriel sich erheben konnte.

„Wir werden sie schon wiederfinden," sagte Ferreol entzückt über sich selbst, „wir werden sie in dem Augenblick wiederfinden, wo man sich allemal wiederfindet — zur Stunde des Soupers. Regis hat schon für uns ein Zimmer im Goldnen Hause bestellt. Wir werden unser acht sein — Du, Armand, Regis und ich, Escopette, Korallenblüthe, Türkise und die Schlange."

„Wer ist das, die Schlange?" fragte Gabriel.

„Du wirst es schon sehen. Komm, laß uns einen Gang nach dem

Foyer machen, vorher aber gestatte mir, Dir eine schöne Gegend zu zeigen."

Gabriel ließ sich führen wie ein Betrunkener und Bodimont ging mit ihm bis auf das letzte Amphitheater hinauf, welches sich über den Kronleuchtern befindet und den ganzen ungeheuern Raum beherrscht. Das Schauspiel, welches sich den geblendeten Augen Gabriels entrollte, war ein unermeßliches, ein lebendiges, ein wunderbares Zaubermärchen. Eine tolle, verworrene, bunte Menge von Masken tanzte mit wildem Geschrei einen monströsen Galopp, in welchem Trompeten, Pauken und Trommeln eins das andere zu übertäuben suchten. Von Takt zu Takt stieg der Wahnsinn mit dem Getöse, die Menge rannte immer toller, das Geschrei ward immer durchdringender. Es dauerte nicht lange, so sah Gabriel weiter nichts mehr als einen Wirbelwind von Farben, eine lebendige Masse, ein namenloses Gemisch, welches sich heulend im Kreise herumdrehete. Dann ließen Staubwolken, welche aufsteigend sich mit dem Dunst der Kronleuchter mischten, nur noch undeutlich diesen schwindelnden, phantastischen, höllischen Rundtanz sehen, diesen funkelnden und zugleich schwarzen Alp, dieses dämonische Gewühl, in dessen äußerstem Hintergrunde man noch einen kleinen hagern Mann unterschied, der gelb, grün, satanisch, ruhig und ernst dastand, wie ein egyptischer Gott — den Kapellmeister Musard!

Der Ball, der ächte Ball der Oper, ist nur noch eine Erinnerung, und jedes Jahr entschwindet diese Erinnerung mehr und mehr. Der Rahmen ist immer noch derselbe, das Gemälde aber wird bald ein ganz anders sein — jede Ballnacht trägt ein Stück davon mit sich hinweg.

Sonst, — ich bedauere es, als ob ich alt wäre — sonst, wenn der Carneval kam, lockerte er auf einige Tage die Bande, welche die Gesellschaft knebeln, und dafern man den Anstand ein wenig respektirte, gestattete er der modernen Liebe einige Nächte verschwiegener Orgien und verschleierten Glücks. Zuweilen gelangte man

sogar durch das Plaudern und auf dem Wege der Intrigue zur Liebe. Der Carneval war vorzugsweise die Intrigue, jetzt ist der Carneval weiter nichts als der Cancan — dieser hat jene todtgemacht. Die Oper wollte es mit diesen beiden Feinden nicht verderben und jedem sein Gebiet anweisen — den Foyer der Intrigue und den Saal dem Cancan. Da dieser aber in schwarzem Frack und Domino auch in den Foyer drang, so räumte die Intrigue ihm das Feld. Dennoch aber wollte sie nicht ganz von der Oper scheiden und versuchte, sich in die Logen zu flüchten. Eines Abends aber, als der Saal zu voll war, überschwemmte er auch die Logen und in dieser Nacht fand die Intrigue ihren Tod in den tanzenden Fluthen.

Wie bei seiner Ankunft fand Gabriel auch jetzt noch den Foyer keineswegs sehr einladend. Er sah vor sich weiter nichts als eine schwarze Menge, und hörte weiter nichts als ein monotones Summen. Nach einer Viertelstunde jedoch unterschied er einige Worte unter dem Summen. Er vernahm Witzworte und frische Stimmen. Er sah auch hier und da unter der Menge schöne Augen durch den Sammet der Gesichtsmasken funkeln, rosige Lippen mit weißen Zähnen unter den Spitzbärten und auf den Armen der Hin- und Herwandelnden mehrere schöne weißbeschuhete Hände.

Gern hätte er sich gesetzt, um ein wenig zu beobachten, aber schon stritt man sich um die geringsten Plätze, als ob es Sessel der Akademie gewesen wären. Gabriel sah sich daher gezwungen, im Herumgehen zu beobachten.

Es dauerte nicht lange, so machte er die für ihn auffällige Bemerkung, daß die Männer, welche von der weiblichen Welt am besten aufgenommen worden und bei ihr das meiste Glück machten, fast durchgängig ganz abscheulich widerwärtige Greise waren. Indem er andere Glückliche, die aber weniger gesucht waren, gähnen sah, begriff er die Dauerhaftigkeit der menschlichen Kinnlade.

Gabriel stand im Begriff, seinen Begleiter zu bitten, ihn in seine Loge zurückzuführen, und Escopette war vielleicht mit Veranlassung zu diesem Wunsche, als ein Atlasdomino, dessen Maske mit Sammetbart das ganze Gesicht bedeckte, sich vor unsern Helden pflanzte.

„Guten Abend," sagte die Maske in gedämpftem Tone; „eine glückliche Nacht, Herr Graf von Floves."

„Das kann von Ihnen abhängen, Madame," entgegnete der junge Mann: „Habe ich vielleicht das Glück, von Ihren schönen Augen gekannt zu sein?"

„Ja, Gabriel, und ich beweise es Ihnen, indem ich Sie bitte, Ihre gute schwache Brust etwas mehr zu schonen. Aber entledigen Sie sich doch dieses Herrn, Ihres Freundes."

„Mein Freund," sagte Gabriel zu Ferreol, „Du siehst es, ich bin genöthigt, Dich Dir selbst zu überlassen."

„Ich beklage Dich," sagte die Maske, indem sie Gabriels Arm ergriff und während Ferreol sich entfernte, hob Gabriel wieder an:

„Erzeigen Sie ihm auch die Ehre, ihn zu kennen?"

„Urtheilen Sie selbst. Dieser Bodimont, dieser Mensch von gewöhnlichem Gesicht, von gewöhnlichen Manieren und von gewöhnlichem Geist ist ein kostbares Musterbild. Er veranschaulicht sehr gut die gegenwärtige Zeit und das gegenwärtige Paris, wo die Ansprüche, der Ehrgeiz und die Eitelkeit die Fähigkeiten um vieles übersteigen. Er ist das Viertel von einem Wechselagenten, er besitzt eine Viertelactie bei einem großen Unternehmen, er hat eine Viertelloge in der großen Oper, ein anderes Viertel in der italienischen, er hat von einigen Vaudevilles den vierten Theil gemacht, er ist zum vierten Theil Mitbesitzer eines Hauses und er hat eine Geliebte, von welcher —"

„Ich verstehe," unterbrach sie Gabriel. „Man sagt, er stehe im Begriff, sich zu verheirathen —"

„Ja, aber aus Gewohnheit wird er vielleicht auch seine Ehehälfte nur zum vierten Theil haben.“

„Zum Teufel, Sie sind nicht gut, Madame!“

„Sie wollen sagen, ich sei nicht dumm.“

„Das denke ich allerdings auch, aber —“

„Nun, ist das nicht einerlei?“

„Sie müssen hübsch sein, damit man Ihnen das verzeihe.“

„Es liegt mir niemals etwas daran, daß man mir verzeihe, mein Herr. Sie fragen, ob ich hübsch bin? Nein, ich bin es nicht.“

„Ist das wahr?“

„So wahr, daß Sie mich anbeten werden.“

„Wenn ich Sie nun beim Wort hielte, wenn ich nun, ehe ich anfinge, Sie zu lieben, Sie verließe?“

„Das könnten Sie schon nicht mehr.“

„Sie sind also hübsch, da Sie Ihrer Sache so gewiß sind!“

„Ich habe Ihnen aber gesagt, daß ich es nicht bin.“

„Wenn aber die Frauen dieses Nein so leicht sagen, kann man ihnen dann glauben? Wenn Sie häßlich und freimüthig genug wären, es zu gestehen, würden Sie dann auch freimüthig genug sein, um mir zu sagen, was Sie mir zur Entschädigung für die fehlenden Reize bieten?“

„Alle möglichen Mängel.“

„Welche Anmaßung!“

„Oder alle möglichen guten Eigenschaften.“

„Nein, nein, das ist noch weit schlimmer — die Mängel sind mir lieber.“

„Sie haben Recht und ich auch. Die Frauen gewinnen die Männer durch Mängel und verscheuchen ihre Anbeter dadurch, daß sie gute Eigenschaften zeigen. Und Sie, Graf Gabriel, haben Sie Laster oder haben Sie Tugenden?“

„Ich habe Beides.“

„Ja, ja, Licht- und Schattenseiten. Nennen Sie mir doch Ihr unheilbarstes Laster."

„Sehr gern. Es ist das jüngste, aber gleichwohl das gewaltigste von allen andern — es ist unwiderstehlich!"

„Ich warte, mein Herr, daß Sie die Güte haben, mir seinen Namen zu sagen, mir es vorzustellen —"

„Es ist die Liebe, welche Sie mir einflößen."

„So! Aber Sie kennen mich ja noch nicht, armes Kind! Was hat Sie auf diese Weise berücken können?"

„Ihre Mängel."

„Ich rühmte mich ihrer blos."

„Nein, ich sehe sie."

„Wo denn?"

„Sie leuchten aus Ihren Augen. Und wissen Sie, daß dies von allen Ihren Reizen der verführerischste ist? Wissen Sie, daß die Wesen, Männer oder Frauen, deren Organisation eine solche Summe von Mängeln in sich faßt, sehr selten sind? Ein so begabter Mann könnte einen Engel in Versuchung führen und ein auf diese Weise begabtes Weib würde alle Männer in's Verderben stürzen. Beginnen Sie mit mir."

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich erst beginne?"

„Nun, dann enden Sie mit mir."

„Ich will aber nicht enden."

„Sind Sie denn der Engel des Bösen und ewig wie dieser?"

„Sie sind zahlreich, die Engel des Bösen, und —"

„Und Sie gehören zu ihrer Phalanx?"

„Vielleicht."

Diese letzten Worten wurden in so seltsamem, ernstem Tone gesagt, daß Gabriel schwieg, sich der Maske gegenüber stellte und sich bemühete, in ihre Blicke einzudringen; aber ihr Glanz blendete den jungen Mann so, daß er nichts darin zu lesen vermochte.

In diesem Augenblicke kam Ferreol wieder zum Vorschein.

„Man will sich zur Tafel begeben," sagte er, „und die Damen erwarten den schönen Erzengel."

„Ich folge sogleich," antwortete Gabriel, „geht nur immer. Sage mir nur den Ort."

„Nun, im Goldenen Hause, Cabinet Nr. 7. Ich will die Austern immer öffnen lassen! Bleibe nicht lange!"

„Würden Sie wohl sich herablassen, mit mir zu soupiren, schöne Maske?" hob Gabriel an, als er sich mit der Dame wieder allein sah. „Je nach Ihrem Wunsche werden wir uns meinen Freunden anschließen, oder ich werde Ihnen keine andere Gesellschaft aufbürden als die meinige."

„Schließen wir uns Ihren Freunden an."

„Ich werde also Ihr Antlitz sehen, ich werde erfahren, wer Sie sind, ich werde Sie mit einem Worte kennen lernen, denn, nicht wahr, ich habe Sie noch niemals gesehen?"

„Allerdings nicht. Armand von Hautoy hat mich Ihnen geschickt, denn er ist eifersüchtig auf die Aufmerksamkeit, welche Escopette Ihren schönen Augen und Ihrer sanften Stimme zollt."

„Und Sie, wer sind Sie denn? Jetzt können Sie mir es sagen, da ich ja ohnehin binnen wenigen Augenblicken —"

Die Maske antwortete in bebendem Tone:

„Ich bin — ich bin eine elende Tochter der Straßen von Paris, ein Schlachtopfer von Paris. Paris oder vielmehr die Menschen, welche Paris zu dem machen, was es ist, Paris hat mir das einzige Wesen getödtet, welches ich geliebt habe und welches ich stets lieben werde — einen Dichter, ein Kind, einen Engel! — Ich werde mich aber rächen und ich werde mich bis zu meiner letzten Stunde an allen Männern rächen, die ich in's Netz locken kann. Gestern geschah es an einem jungen schönen

Millionair, welcher mit dem Tode büßte, heute wird es an Ihnen geschehen, morgen an einem Andern."

„Und Sie sagen mir dies voraus und Sie fürchten nicht, daß —"

„Daß Sie mir entrinnen? Sie werden es nicht können, denn Sie werden mich sehen. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich nicht hübsch wäre — hübsch bin ich auch nicht, wohl aber schön — schauen Sie her!"

Und da sie in diesem Augenblick in einem beinahe verlassenen Winkel stehen geblieben waren, so riß die Maske mit einer gewaltsamen Bewegung ihre Larve und Kapuze ab und Gabriel stand wie geblendet mit stummer Bewunderung vor ihr.

„Ich bin schön, nicht wahr?" hob das seltsame Geschöpf wieder an. „Ich werde sogleich noch schöner sein. Verlaß mich doch, wenn Du kannst! — Vorwärts! vorwärts! nach dem Goldnen Hause!"

„Bei welchem Namen soll ich Sie nennen?" fragte Gabriel fast zitternd.

„Man nennt mich die Schlange, Graf Gabriel; einen andern Namen habe ich nicht."

6.

Bei dem Souper, welches diese Ballnacht schloß, die in Gabriels Leben eine Epoche bezeichnete und für ihn vielleicht der Anfang des Endes war, fing unser Freund an zu trinken — zu trinken in der brutalen Bedeutung des Wortes, zu trinken, um sich zu betäuben, um sich zu berauschen, um zu vergessen.

„Einen donnernden Toast auf den Erzengel von Chantilly!" schrie Madame Türkise.

„Chantilly!" wiederholte Gabriel. Dieses Wort führte ihn zurück in das durch den Doctor für ihn geschaffene Eden. Er sah

ihn wieder den edlen Van Hoyden; er lustwandelte wieder mit ihm, auf seinen Arm gestützt; er hörte wieder die Geschichte seines dem Wohlthun geweiheten Lebens; er sah sich wieder mit ihm in ihrem kleinen gemeinschaftlichen Salon, umgeben von den milden Reizen der Behaglichkeit, von den Wundern des Luxus und der Künste; er fühlte noch auf seiner Stirn den letzten Abschiedskuß.

Und er trank.

„Zum Teufel!“ rief Korallenblüthe, „diese Taube ist trockner als das Herz eines Wucherers!“

„Die meinige muß ein respektables Alter besitzen,“ setzte Regis hinzu; „es ist vielleicht nicht recht von mir, wenn ich ihr mein Messer in den Leib stoße.“

„Junger Brudermörder!“ rief Escopette vom andern Ende des Tisches; „sehr gut gesagt, Deine Worte haben uns zu Thränen gerührt. Ich wünschte,“ hob sie nach einer kurzen Pause wieder an, „einen Horizont, unermeßlich wie meine Seele.“

„Nein, nein,“ unterbrach sie Türkise, „Wein ist es, was ihr fehlt — Ferreol, fülle ihren Kelch, dann wird sie schweigen.“

„Meine Damen,“ mischte Hautoy sich ein, „Sie schreien zu laut — Sie betragen sich durchaus nicht wie Damen comme il faut.“

„Ach gehen Sie doch!“ schrie Koralle noch ein wenig stärker; „sie sind schmutzig wie Thorhüterinnen, Ihre Damen comme il faut.“

Der aristokratisch erzogene Gabriel konnte nicht umhin, die Frauen der Welt, welche er verließ, mit den Frauen zu vergleichen, unter welchen er sich befand. Der Unterschied verletzte ihn lebhaft an den Punkten, welche die Erziehung in ihm am empfindlichsten gemacht hatte. Er wollte das Bewußtsein dieses Unterschieds, dieses Contrasts, verlieren.

Und er trank.

Die Schlange sprach nur dann und wann und es war, als ob sie ihre Worte an den Flammen ihrer Blicke entzündete. Mit ihren Augen, mit ihren seltenen Worten, mit der Art und Weise, wie sie Gabriel von Zeit zu Zeit das schöne Haar von der weißen Stirn strich, um ihn besser zu sehen, mit ihrem Lächeln, indem sie dem jungen Mann fortwährend ihr Glas bot, welches sie jedesmal mit dem seinigen vertauschte, versengte sie den armen Knaben förmlich.

Von Zeit zu Zeit schickte Escopette, welche durch Armand so weit wie möglich von Gabriel entfernt worden, ihm einen von Champagner, Bedauern und gutem Willen erfüllten Blick, oder eine freundliche Geberde zu, welche bestimmt war, das Herz des Erzengels zu durchbohren; die Schlange aber fing die Geberde eben so auf wie den Blick — sie antwortete an Gabriels Stelle darauf und zwar mit einem Blick, daß Escopette, beinahe zitternd, erst nachdem sie ihr Glas zwei oder drei Mal gefüllt und geleert, wieder anzufangen wagte.

Uebrigens schienen alle — Herren sowohl als Damen — sich vor der Schlange zu fürchten. Man gestattete sich in Bezug auf sie nur ganz harmlose Scherze und jeder schien schon oft das Gift und die Schärfe ihres Stachels empfunden zu haben.

Ein prachtvolles Geschöpf war sie, das konnte Niemand bestreiten — groß, schlank, mit zart und klein geformten Händen und Füßen. Auf einer bewundernswürdig entwickelten Büste und einem etwas langen, aber biegsamen und majestätischen Halse trug sie einen kleinen wundervoll geformten Kopf. Ihr goldenes Haar funkelte und warf einen blendenden Wiederschein. Ihre grünlich gelben Augen schienen sich zuweilen zu erweitern wie die des Katzengeschlechts. Die Nase, stolz wie Alles an ihr und gut gezeichnet, hatte rosenfarbene bewegliche Nüstern, und der gewöhnlich starke, rothe und sinnliche Mund konnte sich plötzlich so zu-

sammenziehen, daß er fast verschwand und an seiner Stelle nur ein paar kalte, bis zur Grausamkeit unversöhnliche Linien zurückließ.

Wenn man den Namen hörte, den dieses Wesen für sich gewählt, dann konnte man bei sich sagen:

Der Name ist in der That gut gewählt. Ihre Augen bestricken und ihre Bestrickung muß tödtlich sein; ihre Küsse müssen das Leben dessen aufsaugen, der sie empfängt; ihre Umarmungen müssen die Sinne, den Verstand und die Seele betäuben, sie müssen unerbittlich ersticken.

„Ha, Du suchst eine Beute, ohne Dir jemals Einhalt zu thun, stolze Schlange," sagte Gabriel halb berauscht, „und Du hast mich zu Deinem Schlachtopfer ausersehen. Du machst es Dir zum Vergnügen, junge Existenzen voll Kraft und Zukunft auf ein Mal zu verschlingen — aber, liebe Freundin, bei mir kommst Du nicht ganz gut an — Dein Werk ist erst halb gethan."

„Schlange," unterbrach ihn Regis, „höre nicht auf ihn. Er wird Dir sagen, er sei brustkrank. Es ist das blos ein System, um sich interessant zu machen — mein lieber Gabriel, Du wirst abgeschmackt mit Deiner Lungensucht —"

„Abgeschmackt, das ist das richtige Wort," setzte Ferreol hinzu. „Denkt Euch nur, daß er nach Paris gekommen ist, um hier Jagd auf die Liebe zu machen! Und jetzt begegnet er einer Schlange! Sag einmal, Gabriel, diesmal wird wohl das Wild den Jäger tödten?"

„Ich sage Dir, Schlange, daß ich brustkrank bin," hob Gabriel hartnäckig wieder an. „Du willst mit mir die Rolle des Todes spielen, aber der Platz ist schon belegt."

„Ach er ist nicht mehr amüsant," sagten Escopette und Korallenblüthe gleichzeitig mit der Wittwe Türkise.

„Wein her!" schrie Gabriel. „Schenkt mir Liebe, Freude und

Leben ein! Und Du, Schlange, laß mir nur Zeit, ein wenig zu leben, um Dich viel zu lieben."

„Trinke, mein schöner Gabriel," antwortete man ihm mit einem bezaubernden Lächeln, „ich werde Dich lange genug leben lassen, damit Du das Leben in der Stunde, wo Du es verlassen wirst, bitterlich bedauerst."

Und Gabriel trank.

Die andern Gäste tranken noch mehr und besser als er. Es dauerte nicht lange, so sprach man, ohne sich anzuhören. Man fragte sich, ohne sich zu antworten; man sprach mit sich selbst und für sich selbst; man trank ohne zu wissen, was man trank. Es war ein wahnsinniger Chor, in acht verschiedenen Tonarten gesungen, und später erinnerte sich keiner der Gäste, wie er die andern verlassen hatte.

Von dieser Nacht an begann für Gabriel ein wildes Leben von Bällen, Soupers, Spielnächten und zügellosen Orgien. Da er die Schlange zur Gefährtin gewählt, so ließ er sich von ihr führen. Sie machte ihn zum König dieser Welt von Genußmenschen, die ihren unauslöschlichen Durst nach Vergnügen, Festen und Geräusch nur in Paris löschen kann. Mit und in der Schlange umschlang er Mann gegen Mann jenen gewaltigen Dämon der Ausschweifung, der sich anfangs stets besiegen läßt, um seinen Gegner dann desto sicherer niederzuwerfen.

„Ich erlaube Dir, was Du wünschest," hatte Gabriels Genossin zu ihm gesagt. „Du kannst allen Deinen Launen folgen, Du kannst in die Welt zurückkehren und Deinen Beziehungen zu derselben nachgehen. Du kannst mich verlassen — auf einen Tag, auf eine Woche, auf einen Monat — Du kannst mir ein, zwei, ja zehn Mal untreu werden. Ich verzeihe es Dir im Voraus, Gabriel, denn ich weiß, daß Du zu mir zurückkehren wirst."

Gabriel kehrte in die Welt zurück und errang große Erfolge.

Er beging alle Arten Thorheiten. Er ward Spieler und spielte bis zu dem Augenblick, wo er, weil er immer gewann, das Spiel fad und unerträglich fand. Er verließ die Schlange eines Tages, als er einen Brief von seinem Vormund erhielt, der immer noch bei seiner in Todesgefahr schwebenden Schwester zurückgehalten ward.

Einen Augenblick lang ging er mit dem Gedanken um, nach Chantilly zurückzukehren, oder nach Amsterdam abzureisen, aber er hatte nicht den Muth dazu. Er schrieb Lügen, indem er seinen Brief wieder von Chantilly datirte, und beschloß, die Briefe des Doctors allemal so zu beantworten. Er schaffte sich eine neue Geliebte an, er betrog sie, um einer andern willen, er wollte deren mehrere zu gleicher Zeit — und dann kehrte er zur Schlange zurück, die ihn mit Lächeln, Liebkosungen und Küssen empfing.

So verging der Winter.

7.

Eines Morgens, gegen das Ende des Monats März 1847, als eben die Sonne aufgegangen war, trat Gabriel, der die ganze Nacht hindurch Banko! geschrieen, mit schwerer Stirn und brennenden Augen aus dem Spielhause Brevanne. Als er das schöne Wetter sah, entschloß er sich, zu Fuße nach Hause zurückzukehren, und schickte seinen Wagen fort.

Sowie er weiterging, fühlte er seine Müdigkeit sich verlieren; er sog mit Wonne diese seltene frische Morgenluft ein, welche Paris am häufigsten incognito durchstreift. Immer weitergehend fühlte er im Innersten seines Wesen nach und nach jene süßen Empfindungen erwachen, welche ihn glücklich machten, wenn er sich in der freien Luft befand, bei den Vögeln, den Bäumen und den Blumen. Er fühlte die ersten Hauche des Frühlings und überließ mit Wollust seine Stirn dem belebenden Aroma, welches

sie auf ihren Fittichen bringen. Zuweilen, oft mitten im vollsten Genusse eines Vergnügens, hatte Gabriel leise bei sich selbst gesagt: „Und dann sterben.“ Dieser milde Märzmorgen, ein Sonnenstrahl, der zwischen zwei Häusern hindurchschlüpfte, um ihn auf seinem Wege zu begrüßen, hörte Gabriel abermals leise sagen: „Und dann sterben.“

Diesmal aber sprach Gabriel diese Klage nicht aus, indem er das Leben der Welt, ihre Freuden und ihren Glanz betrauerte. Er that es vielmehr, indem er wieder einmal die ewige Natur, seine erste, seine reinste, seine treueste Liebe, erwachen sah.

Als er hierauf die von Schwermuth verschleierten Augen instinktartig zum Himmel emporhob, sah er auf den Ulmen des Boulevard kleine Blätter von reizendem Grün. Er sah den freundlichen Strahl diese Blätter im Vorbeistreifen eben so küssen wie in der freien Natur und als ob seine Liebkosungen nicht Kaufläden, Omnibusse und Straßenkehrer zu Augenzeugen gehabt hätten.

Sonne, Blätter, ein reiner Himmel! Wie lange hatte der arme Knabe nichts von diesen Wundern gesehen! Er athmete lang und tief, er trocknete sich eine arme kleine Thräne und sagte beinahe laut: „Ach Chantilly! Chantilly!“

Er hätte augenblicklich abreisen können, er hätte es ohne Zweifel thun sollen, aber er wagte es nicht. Er schämte sich, wie man sich schämen würde, vor einem alten Freund wieder zu erscheinen, von dem man stets geliebt worden ist und den man verrathen, verlassen, vergessen hat.

In demselben Augenblick aber fuhr ein Wagen vorüber, an dessen Wänden angeschrieben stand: „Eisenbahn, Corbeil, Fontainebleau.“

„Ha,“ rief Gabriel, „Bäume, ein Wald, Fontainebleau.“

Er hatte die ganze Nacht im Spiele gewonnen; seine Taschen

waren mit Gold gefüllt, drei Uhr Nachmittags saß er auf einem Sandsteinblock in dem Theile des Waldes von Fontainebleau, welcher an die Straße von Nemours stößt und welchen man die Wolfsschlucht nennt.

Gabriel ließ die letzten sechs Monate seines Lebens an seinem innern Auge vorübergehen. Er fragte sich, ob er wenigstens die Liebe gefunden hätte, diesen seltenen Vogel, welchen zu suchen er so lange in der Irre umhergelaufen war, und er war eben so weit gekommen, daß er bei sich sagte: „Ist das, was ich für die Schlange empfinde, wirklich Liebe?" — als der frische silberne Ton einer jungen Mädchenstimme an sein Ohr schlug. Den Kopf emporrichtend, sah er zwei Frauen an sich vorübergehen, welche mit den Augen einen Weg zu suchen schienen.

Die eine, in dunkle Farben gekleidet, war alt und schien die Gouvernante zu sein. Die andere, ein Mädchen mit blauen Augen, rosigem Teint und reiner Stirn, zählte kaum siebzehn Jahre.

Als die Gouvernante Gabriel erblickte, ließ sie sich ein ganz freudiges „Ah!" entschlüpfen und that einen Schritt vorwärts; das junge Mädchen aber hielt sie zurück, indem sie sagte:

„Nein, gute Durand; nein, noch nicht; ich will nicht."

Nichtsdestoweniger sah sie Gabriel an und da es angenehmer ist, einem schönen Gesicht als einem häßlichen zu begegnen und da die Wesen, welche so glücklich sind, fern von der Welt erzogen worden zu sein, nicht gelernt haben, sich zu verstellen, so fand das junge Mädchen Vergnügen daran, unsern Gabriel zu sehen und es fiel ihr nicht ein, die Lippen zusammenzukneifen, um ihr natürliches Lächeln nicht sehen zu lassen.

Gabriel, welcher dieses Lächeln mit Trunkenheit einsog, wenn man so sagen kann, folgte dem jungen Mädchen mit den Augen, bis sie sich für ihn in dem Gebüsch verlor — dann stand er auf.

„Es wäre indiscret, ihr zu folgen," sagte er bei sich selbst; „es wäre unrecht."

Und nachdem er sich drei oder vier Mal um sich selbst herumgedreht, lenkte er seine Schritte endlich nach dem Felsen Boulain, das heißt, nach derselben Richtung, in welcher sich die beiden Damen entfernt hatten.

„Was meinte sie," fragte sich der junge Mann, „als sie sagte: Noch nicht — ich will nicht."

Und indem er so nachdenkend weiterging, bemühete er sich, von weitem zwischen den Bäumen die grüne Sammetmantille des jungen Mädchens zu unterscheiden; plötzlich aber blieb er stehen und schien sich zu freuen wie ein Kind.

„Waldmeister!" rief er, „ha! wie lange habe ich keinen Waldmeister gepflückt!"

Gabriel machte sich einen Strauß davon und als er weiterhin Veilchen fand, gesellte er sie nebst einigen kleinen Zweigen Hagedorn und Heidekraut zu dem Waldmeister.

Der Abend rückte heran, die Sonne ging unter und Gabriel fing an, Ermüdung und Hunger zu empfinden. Indem er zwischen zwei Sandsteinblöcken heraus auf den Felsen Bénard trat, stieß er einen Ruf freudigen Erstaunens aus.

Er erkannte, auf einem Baumstamme sitzend, die Gouvernante und das junge Mädchen.

„Ha, welch ein Glück!" sagte Letztere, indem sie sich erhob. Die Gouvernante kam nun auf Gabriel zu.

„Mein Herr," sagte sie, „Mademoiselle sagte, als sie Sie erblickte: Welch ein Glück! Denn wir haben uns verirrt, und sie hofft, daß Sie uns einen Weg zeigen werden, auf dem wir Fontainebleau oder die nach Nemours führende Straße erreichen können. Denken Sie sich, mein Herr, diesen Morgen warf unser Wagen auf dem Wege nach Paris auf der durch diesen Wald

führenden Strecke um und unsere Leute gingen, um Arbeiter, ich weiß nicht aus welchem Dorfe, herbeizuholen. Wir hätten geduldig warten sollen, bis der wiederhergestellte Wagen uns erlaubt hätte, uns wieder auf den Weg zu machen, oder wir hätten auch zu Fuße immer nach Fontainebleau gehen können, um den Wagen dort zu erwarten. Mademoiselle wollte aber durchaus ein wenig im Walde spazieren gehen, und allein, ohne Führer, wußten wir bald nicht mehr, wo wir waren. Wir begegneten dann Arbeitern, Malern und endlich Ihnen, mein Herr, aber es war eine große Freude für Mademoiselle, sich in einem schönen Walde verirrt zu sehen, und sie wollte mir nicht erlauben, mich zu erkundigen, als dies möglich war. Die Stunden vergingen und wir begegneten zuletzt Niemandem mehr. Jetzt ist es beinahe Nacht; wir sind ganz ermüdet und erschöpft und ich fürchte, daß wir jetzt sehr weit von dem Wagen entfernt sind. Wenn Sie daher die Güte haben wollten, mein Herr, uns —"

„O dieser schöne Strauß!" unterbrach das junge Mädchen, indem sie in ihrem Ausruf zugleich den naivsten Wunsch hören ließ.

Anstatt der Gouvernante zu antworten, streckte Gabriel schüchtern die Hand aus, welche die Blumen hielt; aber die alte Dame stellte sich rasch zwischen die beiden jungen Leute und drängte Gabriels Arm sanft zurück.

„Verzeihen Sie diesem Kinde, mein Herr," fuhr sie fort. „Sie ist auf eine ein wenig zu natürliche Weise, auf eine Art erzogen worden, welche die Stadtbewohner seltsam finden würden. Verzeihen Sie ihr; in der Gegend, wo wir herkommen, nannten die Bauern sie das Naturkind."

„Madame," sagte Gabriel endlich, „ich durchstreife diesen Wald heute zum ersten Male und habe mich darin eben so verirrt wie Sie. Dennoch aber werden wir uns vielleicht herausfinden. So eben kam ich durch ein kleines Dörfchen und getraue mir, es

mit leichter Mühe wiederzufinden. Haben Sie die Güte, mich dahin zu bgleiten. Dort werden wir fragen — ich werde Ihnen einen Führer besorgen.“

„Und wir werden uns Brod und Milch geben lassen, nicht wahr, liebe Durand?“ sagte die junge Dame zu ihrer Gouvernante, „denn ich falle fast um vor Hunger. Und Sie, mein Herr, wenn Sie schon lange umhergeirrt sind wie wir, müssen doch auch Hunger haben, nicht wahr?“

„Ich, Mademoiselle, gestehe allerdings offen, daß ich mich sehr auf eine gute Mahlzeit freue.“

„Nun, dann haben Sie die Güte, uns voranzuschreiten, mein Herr,“ hob die Gouvernante, welche durch die letzten Worte der jungen Leute sichtlich unangenehm berührt ward, wieder an.

Gabriel, der sich heiter und glücklich fühlte, wie er es seit vielen Tagen nicht gewesen, eröffnete den Zug und näherte sich dem Dörfchen Chante-Oiseau. Er ging langsam und drehete sich oft um, um seine Begleiterin vor irgend einem im Wege liegenden Stein zu warnen, und wenn er sich umdrehete, so sah er, wie das muntere Kind, so müde es auch war, immerwährend stehen blieb, um beim letzten Schimmer des Tages Veilchen oder Waldmeister zu pflücken.

Man erreichte glücklich das Dörfchen. Hier erbot sich ein Holzhauer, die Wanderer auf einem Leiterwagen nach Fontainebleau zu bringen.

Man aß bei ihm harte Eier und trank, nicht Milch, sondern Wein, und zwar sehr guten, obschon nicht sehr starken. Um dieses bescheidene Mahl einzunehmen, mußten die jungen Leute einen Augenblick lang ihre Sträuße weglegen. Sie legten sie deshalb neben einander auf den Brodschrank. Als man sich auf den Weg nach Fontainebleau, wohin verabredetermaßen der ausgebesserte Wagen geschickt werden sollte, machen mußte, beeilte sich Gabriel,

anstatt des seinigen, den Strauß der jungen Dame an sich zu nehmen, ohne daß diese von dem Tausch etwas gewahrte.

Als der Leiterwagen angespannt war, ließ die Gouvernante die ihrer Obhut anvertraute Dame zuerst hinaufsteigen. Dann, ehe sie selbst Platz nahm, führte sie Gabriel ein wenig auf die Seite und sagte zu ihm:

„Hören Sie mich an, mein Herr. Ich bin beauftragt, diese Kleine, rein an Geist und Herz, wie sie stets gelebt hat, dem Manne zuzuführen, von welchem sie bald abhängen wird. In zwei Tagen wird meine Mission erfüllt sein — vorausgesetzt nämlich, daß Sie, mein Herr, dieselbe nicht gefährden. Ich kenne das Leben, mein Herr, und ich sehe sehr hell. Ganz gewiß ließe sich nichts dagegen erinnern, wenn Sie diese junge Dame wiederzusehen wünschten; es wäre möglich, daß Sie ihrer vollkommen würdig wären und daß eine etwas romantische Begegnung zu einem Glück — dem schönsten Glück, welches es geben kann — führte. Ich muß Ihnen aber sagen und auf mein Wort als ehrliche Frau versichern, daß diese junge Dame nicht mehr frei ist — ich führe sie ihrem künftigen Gatten zu. Sie sind ein rechtschaffener junger Mann, davon bin ich überzeugt — bleiben Sie daher nicht länger bei uns; ich bitte Sie darum im Namen der Reinheit dieses Kindes. Ich wünschte, Sie hätten eine Schwester; ich würde Sie bei dem Namen dieser beschwören, hier zu bleiben bis morgen und keinen Versuch zu machen, meinen Zögling, meine Pflegebefohlene wiederzusehen."

Gabriel schwieg einen Augenblick. Er betrachtete das liebliche Antlitz des jungen Mädchens, welches von dem über den Sandsteinfelsen aufgehenden Mond beleuchtet ward.

„Sie ist ein Engel," sagte er bei sich selbst. „Wäre sie aber auch frei, wäre der Geliebte Escopettens und der Schlange dann wohl auch würdig, ihre Hand zu berühren? Gehen Sie, Madame,"

sagte er dann laut: „Gehen Sie und seien Sie unbesorgt, Sie werden mich nicht wiedersehen. Ich werde sogar das Verdienst haben, Ihnen ein Unrecht zu bekennen. Dieser Strauß, den ich in der Hand halte, ist nicht der meinige; der meinige befindet sich in den Händen Ihrer Schülerin, der ich den ihrigen geraubt habe."

„Wohlan, behalten Sie ihn," sagte die wackere Gouvernante, indem sie dem jungen Manne die Hand drückte; „dies soll Ihr Lohn sein."

Gabriel übernachtete bei dem Holzhauer in Chante-Oiseau.

Am andern Tage Abends kehrte er, während ihm der letzte Blick des jungen Mädchens, als der Leiterwagen sie davonführte, und ihr letztes, ein wenig bekümmertes Lächeln noch unaufhörlich vor Augen schwebte, nach Paris zurück.

Paris feierte Mittfasten. Paris widerte Gabriel an. Er schloß sich in sein Zimmer ein und — wird man es wohl glauben? — er legte sich in's Bett, indem er den Blumenstrauß der Person, die er in seinen Gedanken den „Engel von Fontainebleau" nannte, auf seinem Herzen ruhen ließ.

Aber der Schlaf kam nicht und gegen Mitternacht stand Gabriel wieder auf. Er drückte einen letzten Kuß auf seine beinahe verwelkte Reliquie, schloß sie in ein kleines Möbel und eilte nach dem Opernhause.

„Ha!" riefen Escopette, Regis, Türkise und Ferreol gleichzeitig, als sie ihn erblickten, „man langweilte sich hier, aber nun wird man sich wieder auf das Wüthendste amüsiren."

Das nur einen Augenblick lang unterbrochene ausschweifende Leben, welches Gabriel führte, begann nun wieder in wahnsinnigerer Weise als je. Außer Van Hopden und den glücklichen Tagen von Chantilly hatte unser Held jetzt noch etwas und noch Jemanden zu vergessen — seinen Spaziergang durch die Sandsteinbrüche und die Eichenwälder — den Engel von Fontainebleau.

Ha!“ sagte er bisweilen in den seltenen Augenblicken, wo er allein war, bei sich selbst, „ich wollte die Liebe kennen lernen, um das Leben zu kennen, und ich habe sie verfolgt, ohne sie jemals zu erreichen. Als ich sie ein einziges Mal sah, war es fern von diesem Paris, welches mich zurückhält und welches ich verwünsche, und es war schon zu spät, um zu verdienen, geliebt zu werden, um würdig lieben zu können.“

Der Pariser Frühling, der offiziell anerkannte Frühling, kam, dann der Sommer. Auf die Bälle, auf die nächtlichen Orgien, auf die Nächte am grünen Tische folgten die Landpartien, die Bootfahrten auf der Seine, sogar die traurigen Liebschaften der Sommerbälle, denn ohne weiter daran zu denken, fröhnte Gabriel gegenwärtig gemeinen Vergnügungen, die er mit Leuten theilte, deren Bekanntschaft er sich früher geschämt hätte. — Das ist die Geschichte der Genußmenschen.

Eines Tages, eines Sonntags, zu Anfange des September, war Gabriel ein wenig leidend. Des Lügens überdrüssig hatte er seinem Vormund seit zwei Monaten nicht geschrieben. — Der alte Magloire brachte ihm das folgende Billet:

„Amsterdam, den 5. September.

„Mein Gabriel,

„Gott liebt mich. Meine Schwester ist gerettet und ich werde Dich wiedersehen.

„Erwarte mich mit offenen Armen. Uebermorgen, Sonntag, werde ich in Chantilly sein. Mein Herz wallt über bei dem Gedanken, Dich zu umarmen.

„Dein alter Tyrann

Van Hoyden.“

„Magloire, schnell Pferde!“ schrie Gabriel. — „Mein Gott,“ setzte er hinzu, „wenn ich nur noch zeitig genug komme!“

III.

Das verlorene Paradies.

1.

Als Gabriel auf seiner Villa in Chantilly, wo Van Hopden noch nicht erschienen war, anlangte, fragte er sich, ob er nicht zu Pferde steigen sollte, um seinem Vormund entgegen zu reiten.

Seine ganze Liebe für diesen vortrefflichen Mann war bei der Nachricht von seiner Rückkehr wieder erwacht. Diese Nachricht hatte das Gefühl seines Unrechts lebhafter als je in ihm aufgerüttelt und er war entschlossen, unverweilt Alles zu gestehen.

Er war aber, wie wir schon gesagt haben, ein wenig leidend. Seit einem sehr kalten Tage der vergangenen Woche war er einen kurzen trockenen Husten nicht wieder losgeworden und er fühlte sich nicht kräftig genug, um seinem Wunsche zu folgen.

Deshalb beschloß er, den Doctor zu Hause zu erwarten.

Als er sich wieder in seinem Zimmer befand, als er sich dem Bildniß Van Hopdens gegenüber sah, als er seine Augen auf diese breite gefurchte Stirn, auf diese großen, so durchdringenden und doch so sanften blauen Augen, auf diese dicken Lippen, zwischen welchen ein edelmüthiges Herz hindurchlächelte, heftete, fiel er vor dem Portrait auf die Knie nieder und fing an zu weinen.

„Es ist nun bald ein Jahr,“ sagte er bei sich selbst, „daß ich dieses Zimmer, dieses Bildniß, dieses Glück verließ. Was habe ich anderwärts gefunden? Was bringe ich hierher zurück? Reue und Thränen! O mein braver Lehrer, mein Freund, mein Vater, wirst Du mir verzeihen? Ich wollte mein Leben in einem Jahre des Rausches erschöpfen und ich habe vielleicht auf ganze Jahre verzichtet, die ich in Deiner Nähe hätte verleben können. Wirst Du mir jemals verzeihen?“

Es war, als ob die von Gabriel vergossenen Thränen Gabriels Kräfte noch mehr geschwächt hätten. Er sank in sich selbst zusammen und blieb so einige Zeit unbeweglich und wie vernichtet liegen.

Hufgetrappel, Peitschengeknall und Wagengerassel weckten ihn auf. Als er sich mit der Hand auf ein kleines Möbel stützte, um sich aufzurichten, fühlte er, daß er trockne Blumen unter seinen Fingern zermalmte, und ohne anfangs viel darauf zu achten, betrachtete er diese Blumen.

„Ha, mein Gott!" rief er, „Hagedorn, Veilchen, Waldmeister — mein Strauß von Fontainebleau! Es ist mein Strauß — hier! — in meinem Hause! vor diesem Bildniß — Magloire! Germain ha! —"

In demselben Augenblick trat der Doctor Van Hopden in Gabriels Zimmer und dieser sank beinahe bewußtlos in seine Arme.

Einige Minuten lang gab es nichts als Thränen, Küsse und heiße Umarmungen; plötzlich aber, als Gabriel ein wenig hustete, entwand sich der Vormund den Armen des Mündels, faßte die Hände desselben rasch in die seinen, zog ihn an das Licht des Fensters und betrachtete ihn mit unruhigem Blick.

„Großer Gott!" sagte er, „Du bist leidend, mein Kind, was fehlt Dir? Sprich, o sprich, damit ich Deine Stimme höre!"

Der Doctor ward seltsam bleich, als er die Stimme Gabriels hörte, der ihm antwortete:

„Nichts, guter Freund, o nichts! Eine leichte Erkältung — weiter nichts."

„Eine Erkältung, o mein Gott! Das eine Erkältung! Was hast Du denn seit einem Jahre gemacht, Gabriel?"

„Ich werde Dir es sagen, Du sollst Alles erfahren," antwortete der arme junge Mann, indem er sich bemühete, eine abermalige Anwandlung des kurzen trockenen Hustens zu unterdrücken.

„O Herr, mein Gott!“ hob dieser zitternd wieder an, „was hast Du uns beschieden!“

Und sich vor dem erschrockenen Gabriel auf die Knie niederwerfend, hielt er das Ohr dicht an die Brust des jungen Mannes und nach einem Augenblick furchtbaren Schweigens rief er in herzzerreißendem Tone und wie wahnsinnig vor Schmerz:

„Mein Sohn brustkrank im dritten Stadium! Ha! das ist auch mein Tod! Ich werde mit ihm sterben, o mein Gott!“

Gabriel gab durch seine Züge eine tiefe Traurigkeit kund, diese Traurigkeit aber war weniger durch den Sinn der Worte des Doctors veranlaßt, als vielmehr durch den unaussprechlichen Kummer, den dieser verrieth.

„Du bist ein fester, umsichtiger Mann,“ hob Gabriel wieder an, „und Du bist auch ein gelehrter und erfahrener Arzt. Was kommt, mußte kommen, und Du wußtest es besser als irgend Jemand. Wenn ich jemals hätte geheilt werden können, so wäre es auf der ganzen Welt nur Dir möglich gewesen, und ganz besonders während Deiner Abwesenheit konnte nichts den armen Brustkranken retten.“

„Brustkranken?“ sagte der Doctor durch seine Thränen hindurch. „Du warst es ja nicht, armer Knabe! Ehe ich jene verhängnißvolle Reise antrat, warst Du es nicht. Du hattest eine eben so gesunde Lunge wie die meinige. Noch einmal frage ich Dich, was hast Du in dieser Zeit gemacht?“

„Ich war es nicht! Ich war nicht brustkrank!“ unterbrach ihn Gabriel bestürzt. „Warum hast Du mich dann glauben gemacht, daß ich mit dieser unheilbaren Krankheit behaftet sei? Ich war nicht brustkrank und gleichwohl behauptetest Du es? Du hieltst mich von allen Vergnügungen meines Alters zurück, von der Gesellschaft, von der Welt, von Paris, welches ich sehen wollte, von der Liebe endlich, welche ich das Recht hatte, kennen zu lernen. Du

hast mir eine einsame Jugend der Entbehrung, der Entsagung und erstickter Wünsche bereitet — warum aber, theurer Freund, warum hast Du das gethan?"

„Du klagst mich an, armer Knabe," antwortete Van Hopden mit einer Zärtlichkeit und einer Sanftmuth, die eben so unendlich waren wie seine Traurigkeit, „Du klagst mich an! Du würdest mich heute segnen, wenn Du während meiner Abwesenheit so geblieben wärest, wie ich Dich verließ, Gabriel! Ich weiß noch nicht genau, was Du gemacht hast, aber ich errathe es. Du hast Dich zahlreichen verderblichen, tödtlichen Ausschweifungen hingegeben. Du mußt mich ganz vergessen gehabt haben — Gabriel, Gabriel, Du hast Dich brustkrank gemacht!"

„Ich glaubte es zu sein," hob der junge Mann wieder an, „und ehe ich stürbe, wollte ich leben. Noch einmal, warum hast Du mich so getäuscht?"

„Warum, mein Sohn? — Höre mich an," sagte der Arzt und seine Stimme ward so wie er sprach, feierlich, während sie zugleich zärtlich und verzweiflungsvoll blieb. „Ich wollte Deine Kindheit und Deine Jugend vor jeder gefährlichen Berührung, vor jeder lügnerischen Verlockung, vor jedem Makel bewahren — ich wollte Deinen Geist und Deinen Körper eben so rein bewahren wie Dein Herz und Deine Seele. Durch eine sehr verzeihliche Lüge war mir dies gelungen und als ich abreiste, Gabriel — denn es war unmöglich, daß ich nicht abreiste — ließ ich hier einen Engel zurück, die reinste Seele in der schönsten menschlichen Form, ein hochgebildetes Herz und ein biederes, redliches Gemüth! — In unserer Zeit, wo die Männer so selten sind, hatte ich einen Mann erzogen, und ich war stolz darauf, denn dieser Mann war mein Sohn! — Fern von hier, in einer anderen Einsamkeit, in einem andern Eden, wuchs ein junges Mädchen heran, keusch und rein wie Du. In ihr gestaltete sich für Dich das Weib, welches Gott

Dir beschieden. Sie wußte eben so wenig wie Du etwas von der Welt, welche entblättert, welche verdirbt, wenn man zu früh auf ihren Wegen wandeln will. Dieses junge Mädchen war die verwaiste Tochter des wackern Charles von Morteuil, des Mannes, mit welchem wir, Dein Vater und ich, jene Dreieinigkeit heiliger Freundschaft geschlossen hatten, die ich Dir erzählt habe. Dieses junge Mädchen war Deiner würdig und ich bewahrte Dich ihrer würdig. Indem Du ihr in dem Alter begegnetest, wo das Herz der Liebe sich öffnet, mußtest Du sie lieben und niemals würde die Sonne ein höheres Glück beleuchtet haben. Aber nun — wehe! wehe!"

„Verzeihe mir! verzeihe mir!" stammelte Gabriel, indem er die Stirn an Van Hopdens Brust barg. „O, verzeihe mir, verzeihe mir, mein Vater, aber wie, — dieses junge Mädchen —"

„Seit gestern ist sie mit ihrer Gouvernante hier; sie erwartet mich und — sieh, da ist sie!"

Die Thür öffnete sich und der Engel von Fontainebleau, von Madame Durand gefolgt, erschien Gabriel abermals. Mademoiselle Madeleine von Morteuil war einfach weiß gekleidet, mit ihrer jungfräulichen Schönheit geschmückt. Sie trug so üppig volles schwarzes Haar, daß es den schönen Kopf zwang, sich rückwärts zu neigen. Ihre Stirn und ihre Augen richteten sich demzufolge durch eine ganz natürliche und wahrhaft engelgleiche Bewegung gen Himmel.

„Ha, mein Strauß!" sagte sie, indem sie ihn an sich nahm, nachdem sie vorher den Doctor umarmt. Dann wendete sie sich zu Gabriel, der unbeweglich stumm und wie vernichtet dastand, und sagte:

„Wenn Sie wüßten, wie ich mich freute, als ich Ihr Bildniß erkannte — denn ich sah es in dem Zimmer des guten Doctors —"

„Mein Gott! mein Gott!" stammelte endlich der arme Brustkranke mit dumpfem, aus dem tiefsten Herzen kommenden Stöhnen

„sie ist es! — sie ist es! — Ha! Leben, Leben! Barmherziger Himmel! Leben! Leben!“

Und ohnmächtig sank er in die Arme des Doctors.

2.

Gegen das Ende des Monats October, zur Mittagsstunde, befahlen Reisende, welche einige Zeit in Nizza verweilt hatten und nach Toulon wollten, dem Postillon, auf einer hochgelegenen Strecke der Straße zwischen Nizza und Saint Laurent im Schritt zu fahren.

Diese Reisenden waren vier an der Zahl. Es waren zwei Ehepaare — der Graf und die Gräfin von Grandbel und der Marquis und die Marquise von Osweb.

Sie hatten jetzt die Aussicht auf eine herrliche Villa, welche auf der Terrasse eines natürlichen Amphitheaters ihre Lorbeer- und Myrthenwäldchen, ihre Citronenbaumalleen, ihre Cedern-, Granaten- und Orangengebüsche, die von eleganten Gebäuden unterbrochen wurden, von der Straße an bis an den Rand des Meeres entrollte.

„Welch ein reizender Wohnsitz!“ rief die Gräfin, während der Wagen die höchste Terrasse entlang fuhr. „Schauen Sie doch! Ueber die Gebäude hinweg sieht man das Meer und jenseits desselben die Gebirge Corsika's. Dann auf der andern Seite hinter diesen Hügelketten, wo Landhäuschen von allen Farben in den Weinbergen umgestreut stehen, drei Reihen Gebirge, von welchen die letzte sich mit den Alpen verschmilzt. In der That, wenn diese Villa zu vermiethen wäre, so hätte ich Lust, den Winter und den Frühling hier zuzubringen. Was sagen Sie dazu, Herr Graf?“

„Ich passirte diese Straße schon vor zwei Jahren,“ mischte der Marquis sich ein; „ich kam von den hyerischen Inseln. Diese Villa war damals von einer englischen Familie bewohnt. Der Erbe dieser

Familie, deren Haupt noch jetzt Mitglied des Oberhauses ist, war durch seine Liebschaft mit einem Mädchen in Paris, welches, wie ich glaube, unter dem Beinamen die Schlange bekannt ist, in sechs Wochen Zeit schwindsüchtig gemacht worden."

„Ah," unterbrach ihn der Graf, „ist das nicht dasselbe merkwürdige Mädchen, deren Geliebter jetzt der arme Christian von Vely, Ihr Cousin, Frau Gräfin, geworden ist?"

„Erlauben Sie," sagte Frau von Oswed, „verliebt hat er sich allerdings in sie; ihr Geliebter aber ist Ihr Wechselagent Bodimont."

„Darauf kommt weiter nichts an," hob der Diplomat wieder an. „Ich habe eine ziemlich lebhafte Erinnerung an diese Villa bewahrt," fuhr er fort, „denn in dem Augenblick, wo ich sie bewunderte, brachte man den jungen Lord, von welchem ich Ihnen sagte, auf diese Terrasse getragen, und in derselben Minute, wo ich vorüberfuhr, gab dieser unglückliche junge Mann unter meinen Augen den Geist auf."

„Sehen Sie doch, Marquis," sagte der Graf, „dort am Ende jener Orangenallee sind Leute versammelt — eine Gruppe — man scheint sogar sehr aufgeregt zu sein — ach, liebe Gräfin, es thut mir um Ihres vorhin ausgesprochenen Wunsches willen leid, aber, wie Sie sehen, ist die Villa nicht disponibel."

„Mein Gott," sagte Louise von Grandbel, „ich sehe einen jungen Mann in einem Lehnsessel; neben ihm steht ein alter Mann, ein junges Mädchen und eine bejahrte Frau — sie weinen — ach, Marquis, was haben Sie uns da erzählt! — Rasch, rasch; Postillon!"

Der Postillon setzte seine Pferde in Galopp, aber doch nicht schnell genug, daß Bertha und Louise, als man an der weinenden Gruppe vorüberkam, nicht Zeit gehabt hätten, den Kranken zu erkennen, den man hierhergeführt.

Der Wagen war noch nicht hundert Schritt über die Orangen-

allee hinaus, als die Reisenden, welche sich vollkommen stumm verhielten, einen lauten Schrei hörten. Unwillkürlich dreheten sie sich mit einer und derselben raschen Bewegung herum und sahen den alten Mann zur Erde niederstürzen.

Dort, unter den Küssen der für ihn ohnmächtigen Sonne, mitten unter den heißen, aber ohnmächtigen Liebkosungen eines Vaters und einer Gattin, die offenen Augen auf das bezaubernde Leben geheftet, welches er fliehen mußte, auf das Paradies der Liebe, welches er sich selbst verschlossen, war Gabriel von Floves in diesem Augenblicke gestorben.

Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.